

AUS DEM INHALT:

- Citykirchenarbeit in Baden
 - Mannheim
 - Karlsruhe
 - Freiburg
 - Konstanz
- Aus dem Pfarrverein
- In memoriam

Religion ist die
Energie der
Menschlichkeit

Ernst Lange (1927-1974)



Liebe Leserin, lieber Leser!

Pippi Langstrumpf zum Beispiel. Wohnte sie in der Stadt oder auf dem Dorf? Ihr Sinn für Freiheit, ihre Eigenständigkeit und dass sie keine Grenzen kannte, passt besser zur Stadt. Ihre engen Beziehungen, ihre Vertrautheit und Nähe, die sie ausstrahlte, der große Garten mit Nilsson und dem kleinen Onkel lässt sie eher zum Dorfmensch werden. Für die Leser und Kinder war, ob Stadt oder Dorf, das herzlich egal. Sie war wohl beides.

Dass Pippi in die Kirche ging, wird nirgends erzählt. Wozu auch? Sie hatte Kirche nicht nötig. Sie war Kirche, ein Stück weit: den Dorfkindern Dorfkirche und den Stadtmenschen Stadtkirche. Sie zeigte den ängstlichen Kindern Tommy und Anika die weite Welt, mit dem Landstreicher Conrad zauberte sie sich an die Decke, zwischen den Häusergipfeln spazierend lehrte sie Städter träumen, mit dem Auto flog sie über Stadt und Land.

Ein bisschen „Villa Kunterbunt“ täte Kirche gut. In dieser Ausgabe des Pfarrvereinsblattes geht es vor allem um „Kirche in der Stadt“, konkret wird berichtet aus der Stadtkirchenarbeit in Mannheim, Karlsruhe, Freiburg und Konstanz, dazu Leserbriefe zur Integrationsdebatte sowie zum bevorstehenden Badischen Pfarrer- und Pfarrinnentag in der Europastadt Straßburg und zum Schluss zwei Nachrufe, die alles in den weitesten und tröstlichen Horizont stellen.

Ob unsere Kirchtürme (wenn wir sie haben) in der Stadt oder im Dorf stehen, ob wir städtisch oder dörflich geistvoll Kirche gestalten und auf die Bedingungen „vor Ort“ eingehen, beseelt bin ich schon ein bisschen von der emanzipatorischen Gestalt Pippi Langstrumpf und würde schon ihr Lied manchmal gerne mitsummen: „Ich mache mir die Welt, so wie sie mir gefällt“. Natürlich Gottes Welt.

Wir vom Tandem der Schriftleitung wünschen Ihnen allen einen schönen Sommer:

Ihr



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

*Die übernächste Ausgabe 10
widmet sich dem Schwerpunkt
Ehrenamt.*

*Wir freuen uns über Ihre Beiträge.
Redaktionsschluss ist der*

5. September 2011

*Die kommende Ausgabe 9 zum
Schwerpunkt Öffentlichkeitsarbeit ist
bereits in Vorbereitung.*

Mitten im Leben – City-Kirchenarbeit in Mannheim

Welten verbinden und Brückenkopf sein für Begegnung und Vermittlung von Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus und Religionen – diesem Auftrag folgt die CityKirche Konkordien in Mannheim, die im April dieses Jahres ihr 10-jähriges Jubiläum feiern konnte. Pfarrerin Ilka Sobottke erläutert Entstehung, Konzept und Entwicklungen der CityKirchenarbeit im badischen Norden.

1. Annäherung

CityKirchenarbeit in Mannheim, das ist CityKirchenarbeit auf der Grundlage diakonischer Erfahrungen in der Vesperkirche. Vesperkirche heißt hier, dass seit 1997 für vier bis fünf Wochen vom 6. Januar an Wohnsitzlose, Junkies z. T. in ganzen Familien, aus dem Knast Entlassene, Langzeitarbeitslose und viele andere mit verschiedensten Sorgen und Nöten in die Kirche kommen und hier Essen bekommen, aber auch ein offenes Ohr und Unterstützung finden. Es gäbe hier keine Citykirchenarbeit ohne die Vesperkirche¹, ohne die Erfahrung, dass eine Kirche, die fast leer war, sich füllt mit Sehnsucht und Erwartungen, mit Begegnungen und Erzählungen und neuer Hoffnung.

So verdankt sich das, was wir hier heute tun, der Initiative derer, die dieses mutige Projekt eingeführt haben: in eine frisch renovierte Kirche Obdachlose und andere Bedürftige einladen – viele waren dafür nötig, denen sind wir bis heute dankbar!²

Viel Überzeugungsarbeit war zu leisten einem Ältestenkreis gegenüber, der stolz war, dass die Kirche so sauber und frisch aussah und in Sorge darüber, was nun werden sollte.

Aber dann ergab sich aus dieser Erfahrung ein Freiraum für weitere Erfahrungen. Die Vesperkirche ist ein Lernfeld für Gemeinden, für kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aller Arten, ganz gleich ob Kirchendiener, Älteste oder Pfarrerinnen und für die Kirche insgesamt.

Hier kommt die Kirche zu sich, weil wieder geschieht, was von Anfang an Sinn und Zweck kirchlicher Gemeinschaft war: es wird geteilt, miteinander gegessen, einander erzählt, einer wird ermutigt, eine darf sich ausweinen, es werden Mauern zwischen Welten und Milieus eingerissen. Brücken der Kommunikation entstehen, wenn ein Banker eine Obdachlose bedient; wenn eine Geschäftsinhaberin sich von einer Frau erklären lässt, wie Schizophrenie sich anfühlt; wenn junge Junkies erklären, wieso schon die Eltern durchgedreht waren; wenn einer aus dem Knast kommt und sich so freut, dass wir immer noch alle da sind, dass die Welt draußen also tatsächlich weiter existiert, und er erzählt wieder einmal, wie leicht es ist, da hinein zu gelangen, wenn einer kein Geld hat und Schulden und keine Arbeit ... Zu Beginn kamen 50 bis 70 Gäste in die Vesperkirche und wurden von 10 Ehrenamtlichen versorgt, die von Hand spülten – heute sind es 400 bis 500 Gäste jeden Tag und um die 40 Ehrenamtliche ...

Diese Art von Begegnungen haben die Gemeinde irritiert, aufgestört, begeistert und auf den Weg gebracht – zunächst ei-

nige nur, aber es wurden immer mehr, die wollten:

- dass die Kirche immer offen ist
- dass hier unterschiedliche Menschen einander begegnen
- dass diese Kirche nicht nur im Januar ein Sprachrohr für die Stummen in der Gesellschaft ist
- dass Politik eine Rolle spielt und es beim Reden von Gottes Reich immer um Gerechtigkeit hier und heute geht
- dass auch die mit den Tüten und den Ticks und die seltsamen Nachbarn in die Kirche kommen und sich wohl fühlen

Auf der Suche nach Konzepten für solch eine kirchliche Arbeit gab es gute Beispiele: die Heiligkreuzkirche in Berlin Kreuzberg, der offene Sankt Jakob in Zürich³, die Katharinenkirche in Hamburg und auch die Sankt Gallener Sankt Leonhardskirche⁴. In Berlin seit den 80er Jahren, in London bereits seit den 70ern⁵, viele erst in den 90ern ... Jedenfalls alles Kirchen, in denen der Impuls für eine offene Stadtkirchenarbeit von Anfang an eng verknüpft war mit sozialen und politischen Fragestellungen. Es handelt sich hier um Kirchen mit einem innerstädtischen Standort. Aufgrund demografischer Entwicklungen ist ihnen die gottesdienstliche Gemeinde fast vollständig abhanden gekommen, Parochie im eigentlichen Sinne existiert nicht oder kaum⁶. In Konkordien kamen nur noch sehr wenige in die Gottesdienste, so wenige, dass trotz des hohen historischen und symbolischen Wertes der Kirche durchaus Überlegungen im Raum standen, die Kirche zu schließen. Für 20 Gottesdienst-

besucherinnen und Besucher einmal in der Woche und 4–5 wunderbare Konzerte im Jahr ist es einfach absurd, eine Kirche zu unterhalten. Die wenigen kirchensteuerzahlenden Mitglieder sind Studierende oder Berufseinsteigerinnen, fast alle jungen Familien verlassen fluchtartig die Innenstädte, wenn die Kinder laufen lernen.

Zugleich haben die alten Kirchen in den Innenstädten einen hohen Symbolwert – die Konkordienkirche ist die älteste Kirche in Mannheim, viermal wurde sie seit ihrer Erbauung zerstört und mitten in den Zerstörungen blieb – wie ein Fingerzeig Gottes – der Turm stehen ...

Konkordien war und ist also eine Kirche, die nicht so leicht aufzugeben ist. Sie gehört zum Weichbild der Stadt, spielt eine große Rolle in der Identität Mannheims, wie auch in der Kirchengeschichte Badens. Immer ging es hier um verbindende Kommunikation Verschiedener, zunächst waren es die deutsch und die französisch Reformierten in der Stadt, nach den Zerstörungen der umliegenden Kirche wurde die Konkordienkirche simultan genutzt, und 1821 war hier der Ort der Badischen Union zwischen Lutheranern und Reformierten.

Der Auftrag, den die Mannheimer Konkordienkirche schon seit Jahrhunderten lebt, ist neuerlich Auftrag geworden für das Konzept, mit dem die Gemeinde heute arbeitet und lebt: Welten verbinden und Brückenkopf sein für Begegnung und Vermittlung; 1. Im Diskurs und in der Begegnung von Menschen unterschiedlicher sozialer Milieus.

2. Im Hinblick auf die interreligiöse Arbeit.
3. Als Diskurs der vermittels der Kunst mit aktuellen Fragestellungen konfrontiert in Installationen, Events und Ausstellungen.

Die CityKirche Konkordien bricht dadurch mehrere „Reinheitsgebote“ der CityKirchenarbeit.

Grundformen der Citykirchenarbeit

Alle CityKirchen haben ein **Grundprinzip: die Kirchen sind offen**, die ganze Woche über, mehrere Stunden täglich, manche auch nachts. Und sie sind offen in einem inhaltlichen Sinn: sie stellen sich bewusst der Kommunikation mit außerkirchlichen Welten.

Und alle diese Kirchen leben mit dem Passagären, Menschen kommen vorbei, bleiben für einen Moment der Ruhe, für ein seelsorgliches Gespräch, für eine Phase in ihrem Leben, für einen Gottesdienst und gehen dann weiter. Zufälligkeit bestimmt die Arbeit stärker als Verbindlichkeit, Vertrauen stärker als Vertrautheit.

Es gibt Citykirchen in vier unterschiedlichen Grundausrprägungen, die sich je nach Standort, sozialem Umfeld und Geschichte und Konzeption ausdifferenzieren.

1. Touristenkirchen, wie den Hamburger Michel, die Frauenkirche in Dresden, St. Katharinen in Frankfurt, die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis Kirche in Berlin, St. Marien in Lübeck oder die Heiliggeistkirche in Heidelberg, häufig stehen hier die Kirchenmusik und Tagesandachten im Vordergrund der Arbeit.

2. Dom und Kathedalkirchen, die Zentren kirchlicher und politischer Macht sind, wie der Berliner Dom oder das Großmünster in Zürich.

3. Kirchen ganz ohne Gemeinde wie St. Elisabethen in Basel, ein ökumenisches Projekt im Banker- und Konsumviertel oder Sankt Petri in Lübeck, Kirchen deren Nutzung ganz in Frage stand oder bereits aufgegeben war. Hier finden zumeist keine oder kaum Gottesdienste statt, wenn dann mit alternativen Zielgruppen und Liturgien, sie bieten zumeist offene Seelsorge und werden häufig vermietet, Kunst und Kultur spielen eine wichtige Rolle.

4. Kirchen mit einer stark verminderten Gemeinde in Innenstadtlage **mit sozialen Problemlagen** wie St. Katharinen in Hamburg, Heiligkreuz in Berlin-Kreuzberg oder St. Marien am Alexanderplatz oder eben wie die CityKirche Konkordien. All diese Ausprägungen liegen auch in unterschiedlichen Mischformen vor, die meisten Kathedalkirchen sind auch touristische Anziehungspunkte und verfügen kaum über nennenswerte Parochien. Wenn aber Mischformen gängig sind, was ist dann das Provokative an der Mannheimer Citykirche?

Gemeinde versus CityKirche? Kunst versus Diakonie?

Einige Momente in der Arbeit der CityKirche Konkordien sind zumindest ungewöhnlich: fast nur hier in Mannheim findet sich die Kombination von sozialdiakonischer Arbeit mit einem zweiten Fokus auf Kunst und Kultur.

Dass dies so ungewöhnlich ist, hängt ursächlich damit zusammen, dass in der Anfangszeit der Citykirchenarbeit in den 80ern und 90ern die Notwendigkeit der Abgrenzung zur vorhandenen kirchlichen Arbeit im Vordergrund stand. Zu groß waren Ablehnung und Unverständnis von Seiten der kirchlichen Leitungen, sowie der Nachbargemeinden, die keine vergleichbaren Schwierigkeiten hatten, sich also auch nicht auf den Weg nach neuen Lösungen machen mussten.⁷

Daher gilt bei CityKirchenpfarrerinnen und -pfarrern die Gemeinde zumeist als fragwürdiges Konzept notwendiger Selbstbescheidung und Ausgrenzung Anderer. Citykirchenkonzepte wurden fast überall ohne oder gegen die Gemeindeleitung entwickelt. *Gemeinde und Citykirchenarbeit* schließen sich fast an allen Orten aus, ebenso scheint das auch mit *Kunst und sozialem Engagement* zu sein und mit *Kunst und Gemeinde*:

Wer Kunst und Kultur auf einem hohen Niveau in die Kirche holen will, kann sich dabei nicht bestimmen lassen von den geschmacklichen Orientierungen eines Kirchenvorstandes, sondern bemüht sich um Fachleute – deren Einmischung erfahren Kirchenvorstände als unangemessene Entmachtung.

Wer zur Kunst auch das entsprechende Publikum in die Kirche holen will, hat es schwer, wenn gleichzeitig Bedürftige die kalten Platten bei der Vernissage belagern. Wo sich Bemühungen um Menschen in sozialen Notlagen konzentrieren, ist es argumentativ ungleich schwieriger, zugleich Geld für Kunst auszugeben oder

gar zu sammeln. Wer sich engagiert im sozialen Bereich, ist häufig in großer Dringlichkeit mit den Nöten der Menschen befasst. Das führt gerne zu einer Abwertung von Kunst und kulturellem Engagement.

Die Verknüpfung dieser Arbeitsbereiche erschien einigen zu Beginn unmöglich. Dennoch: In Mannheim sind Kunst und Kultur und soziales Engagement an mehreren Stellen eng verknüpft.

2. Mitten drin

Die Besonderheit des Sozialraums der Mannheimer Quadrate

Eine Analyse des Sozialraums hat ergeben, dass die Kirche sich nicht in einer eindeutig zu definierenden sozialen Lage befindet, sondern genau auf der Grenze zwischen Reichen und Armen, zwischen hippen Jungen und reichen Erben in Riesenwohnungen und vergessenen Sozialhilfeempfängern, die hier billigen Wohnraum suchen.

Es gibt die oberen und die unteren Quadrate. Wie zu Zeiten Schillers spiegelt sich hier ein Spektrum sozialen Lebens, das alle Schichten und Milieus umfasst – allein die wohl situierten jungen Familien sind hier selten anzutreffen.

Soziale Segregation ist einer der Hauptgründe dafür, dass sich Gesellschaften von einem selbstverständlichen verantwortlichen solidarischen Miteinander verändern hin zu ausgrenzenden Gesellschaften, in denen es kaum noch soziale Mobilität mehr gibt. Endpunkt solcher Gesellschaften sind in den USA ebenso zu finden wie in Lateinamerika, wo sich die Reichen in abgegrenzten *condomi-*

nions abschotten gegen die Armen ... Menschen die keine Ahnung vom Leben anderer haben, entwickeln weder ein Gespür für deren Nöte noch für Chancen diese zu durchbrechen. Mannheim bietet in seiner einmaligen sozialräumlichen Situation daher große Chancen diese Entmischung zu durchbrechen, zwar leben auch hier Migrantinnen und Migranten, Arme und Reiche nach Stadtteilen voneinander getrennt, in den Quadraten aber und im Jungbusch wohnen sie häufig Tür an Tür oder nur ein Quadrat voneinander entfernt. Die CityKirche Konkordien hat somit einen idealen Standort um Begegnungsort der Verschiedenen zu sein.⁸ Das Konzept der CityKirche Konkordien ist auf der Grundlage dieser Analysen entstanden: das heißt hier sollte der Versuch gemacht werden, Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus zusammenzubringen und sie füreinander in Anspruch zu nehmen. Dem entsprechend erfolgte der Versuch, die Gemeinde nicht auszugrenzen, sondern mitzunehmen in diesen Veränderungsprozess.

Verknüpfung von Gemeinde und Citykirchenarbeit

Die CityKirche Konkordien hat nach wie vor einen Ältestenkreis, also ein gemeindliches Leitungsgremium. Der Ältestenkreis hat, nachdem eine Projektgruppe unter Mitwirkung einzelner Mitglieder des Ältestenkreises einer Steuerungsgruppe die Verantwortung für das „Projekt CityKirche an der Konkordienkirche“ übertragen hatte, diese nach wenigen Jahren wieder an sich genommen: „Das können wir selber“ – allerdings unter Bei-

behaltung mehrerer Expertenrunden für unterschiedliche Arbeitsbereiche, die ein hohes Maß an Entscheidungsfreiheit haben und denen viel Respekt und Vertrauen entgegengebracht wird. Weiterhin existiert ein Runder Tisch, der ähnlich einer Mitarbeiterversammlung allen Engagierten die Möglichkeit gibt, an Planungen und Entscheidungen mitzuwirken.

Die „Gemeinde“ ist zum Rückgrat der CityKirchenarbeit geworden. Damit hat sie eine neue Identität gewonnen – und vor allem einen völlig veränderten Blick auf ihre Rolle in der Stadt. Letztlich hat sich hier der Inhalt des Begriffs Gemeinde gewandelt und erfährt eine neue Weite und Offenheit.

Der Kirchenbezirk hat zwischenzeitlich die Citykirchenarbeit finanziell unterstützt. Durch die Fusion mit der Hafengemeinde und Trinitatis besteht nun die CityGemeinde Hafen-Konkordien, ein Konstrukt, das durch die Einbeziehung der sozialen Brennpunkte des Jungbusch und der Westlichen Unterstadt den Blick auf den sozialen Auftrag noch stärker in den Zusammenhang der Parochie stellt. Die Gemeinde ist durch die Fusion finanziell wieder unabhängig vom Bezirk und lebt von den üblichen steuerlichen Grund- und Regelzuweisungen. Zur Gemeinde gehören durch die zugehörigen Aufträge in der Sonderseelsorge sowohl die Studierendengemeinde als auch die Schifferseelsorge. Mit der Besetzung der hierzu gehörigen Pfarrstellen ist das Dreierteam der CityGemeinde Hafen-Konkordien seit 2010 komplett, jeweils mit einer halben Stelle Gemeinde kombi-

niert die Schifferseelsorge, die Studierendenseelsorge und das Diakoniepfarramt. Eine gelungene und sehr interessante Kombination. Inhaltlich erstreckt sich die CityGemeinde damit vom Schloss mit der Universität bis zum Hafen mit den Schiffern – dazwischen liegen die Quadrate und der Jungbusch, die alte Innenstadt Mannheims und ihr Hafen mit dem Pestbuckel, heute soziale Brennpunktbereiche mit dem ZI, einer innerstädtischen Psychiatrie und den ihr angeschlossenen Tageskliniken, sowie mehreren Heimen für Wohnsitzlose, einer Anlaufstelle für Straßenkinder und einer Schwänzerschule ... Hier kirchliches Leben anzubieten erfordert – ganz gleich ob unter dem Titel Gemeinde oder CityKirche eine große Offenheit und Präsenz auch in den verschiedensten Gremien. Die Kompetenz zur Vernetzung mit den verschiedenen Organisationen und Engagierten, mit den Kunstschaffenden ebenso wie mit dem Quartiermanagement in diesen Stadtteilen ist unerlässlich – ohne sie ist es nicht möglich die Wirklichkeit in der Stadt mitzugestalten.

Der Jungbusch aber ist das Gebiet in Mannheim, in dem sich heute Soziales und Kunst in exemplarischer Weise verbinden. Im Stadtteil steht die Popakademie, viele Studierende leben hier. Das ehemalige Hafenviertel mit Rotlichtmilieu und einem Ausländeranteil von zeitweise über 90 % hat in den letzten Jahren ein hohes Anziehungspotential auf Künstler und Musiker entwickelt und wird von der Stadt stark gefördert. Parallel zu dieser Entwicklung haben wir uns an der

CityKirche Konkordien auf das Experiment eingelassen, Kunst und Soziales eng miteinander zu verknüpfen. Ausstellungen und immer neue Installationen standen dabei im Vordergrund. Wir haben dabei gelernt, dass Armut und ein Empfinden für Kunst und Schönheit sich keineswegs ausschließen, im Gegenteil: Menschen die in kleinsten Wohnungen, in Wohnheimen, der Straßenbahn oder gar auf der Straße leben, empfinden große Dankbarkeit für die Kraft und Ruhe die von der künstlerischen Gestaltung der Kirche ausgehen. Einige derer, die hoch identifiziert sind mit ihrer Kirche, äußern persönliche Dankbarkeit für das Geschenk, das ihnen hier zugute kommt: Die Altarraumgestaltung von Madeleine Dietz ist nach zehn Jahren CityKirchenarbeit zu einem Ausdruck von Respekt vor der Würde der Kirche selbst und all ihrer Besucher geworden.

Letztlich ist dies ein Schritt auf dem Weg von einer Kirche *für* die Armen hin zu einer Kirche *mit* den Armen. Diese Idee muss zu einem kirchlichen und gemeindlichen Fokus werden, wenn die Kirche in den sozialen Segregationsprozessen einen Standpunkt finden will, der Zukunft eröffnet und damit Evangelium verkündet. Es ist nicht möglich Solidarität und Gerechtigkeitsvisionen durchzusetzen, wenn eine Gesellschaft auseinander fällt, und die einen nichts vom Leben der anderen wissen!⁹

Der Weg dahin ist weit. Leere Kirchen sind den Gemeinden ein Bild des Greuels – die Chance, die darin liegt, ist schwer zu erkennen.

Perspektivenwechsel – Gott hat uns nicht gegeben der Geist der Furcht ...

Die Vesperkirche hat in Mannheim eine Tür aufgestoßen, der Blick hat sich geweitet. Die wenigen, die noch da waren, haben gelernt, nicht mehr voller Angst auf den veränderten Stadtteil zu schauen und sich in Wagenburgmentalität abzuschotten vor dem Bösen da draußen, sondern voll Verantwortung. Gerade die hier verbliebenen älteren Gemeindeglieder bedurften und bedürfen der Begegnung mit den Menschen, die jetzt hier leben, um die Angst zu verlieren, denn ein beängstigendes Potential war nicht von der Hand zu weisen. Direkt um die Kirche war der Straßenstrich, in der Nachbarschaft der Kirche mehrere Flüchtlingsunterkünfte, Kinder und Jugendliche zogen in Banden um die Häuser, die Kinder waren ohne Beziehungen in der ihnen fremden neuen Heimat, konnten die Sprache kaum, voll Aggression waren sie und voll Angst.

So startete das Kinderfrühstück als Generationenfrühstück, ein Angebot für Stadtteilkids mit Essen, Spielen und Toben – gemeinsam mit Studierenden und Älteren. Mit den Kindern, von denen fast alle einen Migrationshintergrund haben und in schwierigen sozialen Situationen leben, ist jede Begegnung ein Übertritt in eine fremde Welt. Für die Kinder steht im Vordergrund, ihre Persönlichkeit zu stärken, indem sie ihren Horizont erweitern und erleben, dass ihre Welt nur eine der vielen möglichen ist. Die älteren Gemeindeglieder, die mithalfen, erlebten überraschende Begegnungen und auf einmal grüßten die wilden Kinder Oma Uschi auf

der Straße und trugen ihr die Einkaufstaschen, manchmal ... Auch mit den alkoholisierten Wohnsitzlosen vorm Penny lässt sich leichter kommunizieren, wenn frau sie schon einmal bedient und mit ihnen geredet hat ...

Die Konkordienkirche ist ein Ort der Entanonymisierung geworden. Die einen erfahren die Geschichte der anderen, so wandelt sich die Angst in das Gefühl der Zusammengehörigkeit, vielleicht auch der Fürsorge, allermeist in das der Verantwortung.

Freiheit (von Angst) und Verantwortung machen den Protestantismus aus. So auch hier. Die Kirche gehört der Stadt und es gilt, sie der Stadt zu öffnen.

Freiheit und Verantwortung sind die Grundmotive des Protestantismus. Wir nehmen uns an der CityKirche Konkordien die Freiheit zu neuen Begegnungen mit all ihren überraschenden Konsequenzen; und wir stellen uns der Verantwortung für den Sozialraum der Quadrate und die hier lebenden Menschen, sowie für die ganze Stadt.

Zurecht hat der Stadtkirchenrat Mannheims entschieden, dass der künftige Dekan Mannheims an der CityKirche Konkordien seinen Predigtantrag und somit seine „gemeindliche“ Anbindung haben soll, denn diese Kirche ist in exemplarischer Weise eine Brücke in die Stadt geworden. Nicht umsonst hat es anlässlich der Einführung des Mannheimer Oberbürgermeisters in sein Amt einen Gottesdienst in der Konkordienkirche gegeben oder eine interreligiöse Feierstunde anlässlich der Anschläge vom

11. September 2001, regelmäßig stehen Politiker auf der Kanzel während der Vesperkirchenzeit ...

Die ESG an der CityKirche Konkordien

Seit 2000 hat die Mannheimer Studierendengemeinde ihren Ort an der CityKirche Konkordien. Auch für die Studierenden geht es darum Grenzen zwischen Welten zu überwinden. Die wenigsten sind Mannheimer. Die meisten haben kaum Vorstellungen vom urbanen Leben – außer im Hinblick auf das Partyangebot der Stadt. An der CityKirche Konkordien treten sie heraus aus dem universitären Ghetto und tauchen ein in die sozialen Wirklichkeiten der Stadt. Sie sind nicht wegzudenken als Mitarbeitende beim Kinderfrühstück und an vielen anderen Stellen. Studierenden auf diese Weise Zugang zu sozialem Engagement zu eröffnen, bedeutet ein hohes Maß an persönlicher Begleitung.

Inzwischen haben die Studierenden sich einen festen Platz erobert auch mit ihrer Wohnpräsenz an der CityKirche, eine der ehemaligen Pfarrwohnungen ist die ESG-WG. Mit Diskutieren, Üben, Feiern und Beten nehmen die Studierenden von allen Räumlichkeiten an und um die Kirche Besitz.

Die Evangelische Studierendengemeinde ist das reflexive Rückgrat der Citykirchenarbeit. Die Studierenden erleben und analysieren, verknüpfen die Wirklichkeit mit dem, was sie sich an der Hochschule erarbeiten – und spiegeln zurück, was sie dabei an Zusammenhängen erkennen. So z. B. wenn beim Kinderfrühstück festzustellen ist, dass die Romakin der ihrer eigenen Minderheit gegenüber

von großer Skepsis sind – was Studien entspricht die festgestellt haben, dass in fast allen Minderheiten sich ein negatives Selbstbild verfestigt. Das wiederum befreit dazu, das Selbstbild der Kinder mit mehr Aufmerksamkeit zu hinterfragen.

Ehrenamt und Mobilität

Der Stadtteil lebt mit einem hohen Maß an Fluktuation: Flüchtlingsfamilien werden abgeschoben, Studierende sind nur für wenige Semester in der Stadt, alte Menschen gehen in Heime oder sterben, hoch engagierte Berufseinsteiger sind ausgesprochen flexibel und wechseln häufig den Arbeitsplatz. Innerhalb von fünf Jahren ist die Gemeinde rein nominell einmal komplett ausgetauscht. Das bedeutet, dass intensive Kontakte schnell geknüpft werden müssen.

Auch für die Mitarbeit in der Leitung müssen Personen integriert werden, die erst kurz hier sind und wohlmöglich bald wieder gehen. Keine Lebensbegleitung ist hier möglich, kaum je gibt es Kinder, die hier getauft und konfirmiert werden. In den Kontakten gilt es immer neu, sich einzulassen und wieder loszulassen. Am längsten blieben die Diplomstudierenden, oder diejenigen, die nach absolviertem Studium in der Stadt bleiben. Das führt auch dazu, dass in der Arbeit immer wieder neue Impulse integriert werden. Immer neu stellen wir uns dem Blick Externer. Das fordert eine große Offenheit und zugleich Klarheit in dem, was unaufgebar ist, bietet aber auch viele Chancen. Der Satz: „der Pfarrer geht, die Gemeinde bleibt“ hat nichts mit unserer Wirklichkeit zu tun.

Immer neu erfahren wir, was CityKirchen insgesamt erleben: es gibt eine eigene Klientel für diese Form der Arbeit: die „Wenn-Kirche-dann-CityKirchenchristen“ und die ausgesprochenen Nichtchristen. Denn die niedrigschwelligen Angebote werden vielen zu „missionarischen Gelegenheiten“, weil sie Fragen finden, die sie schon lange umtreiben, ohne gleich mit fertigen Antworten konfrontiert zu sein.

Am stabilsten ist der Kontakt zu den Gästen der Vesperkirche, viele von ihnen kommen seit Jahren regelmäßig und nun auch über das Jahr zum Einkaufen im Diakoniepunkt.

Die Armen sind ausgenommen von der Mobilität unserer Gesellschaft. Die Erfolgreichen unterliegen Zwängen, die den Erfolglosen nicht gelten, es sei denn, sie genügen nicht den Anforderungen der ARGE und verlieren ihre Wohnung.

Der Diakoniepunkt – gemeindliche Diakonie und gemeindenahe professionelle Diakonie

In solchen und vielen anderen Situationen sind wir froh, dass nicht mehr die Gemeinde allein Anlaufstelle ist. Direkt neben der Kirche gibt es seit Jahren durch das Diakonische Werk Beratungsstellen für Migranten und Überschuldete¹⁰, inzwischen aber auch einen Laden in dem Kleidung, Essen und Haushaltswaren günstig eingekauft werden können, dazu einen Cafébereich, in dem Menschen einander begegnen, die sonst alleine sind. Viele mit verschiedenen Problemen kommen hierher und suchen das Gespräch, aber eben auch Beratung und Unterstützung in unterschiedlichen Not-

lagen. Das Konzept des Mannheimer Diakonischen Werkes, das ihr Direktor Peter Hübinger seit Jahren konsequent umsetzt, sieht eine große Gemeindenahe vor, dieses wird umgesetzt mit dem Konzept der Diakoniepunkte und ermöglicht damit niedrigschwelliges Zugehen auf Menschen in ihren Nöten. Ebenso erlaubt es eine unkomplizierte Vermittlung von Menschen, die in den Gottesdiensten oder auf Pfarrämtern Hilfe suchen, diese aber nur von professionell Helfenden angemessen erhalten können, seien es Migranten oder Menschen in der Schuldenfalle, sowie solche, deren Kommunikation mit den Behörden auf die eine oder andere Weise gestört ist. Selbstverständlich gibt es den Rückverweis an die Gemeinde, wo über Spendengelder unkomplizierte Einzelfallunterstützungen möglich sind, wenn zum Beispiel eine Familie mit Kleinkindern zwei Tage vor Weihnachten kein Geld mehr für Essen hat ...

Interreligiöser Diskurs

Die räumliche Dichte der Mannheimer Innenstadt führt dazu, dass die Begegnung mit Menschen anderer Religionen, insbesondere mit Juden und Muslimen, direkt vor der Haustüre geschehen; die Synagoge ist nur wenige Quadrate entfernt, die beiden größten Mannheimer Moscheen sind im Jungbusch zu finden.

Vielfältig sind die Kontakte der evangelischen Kirche zur jüdischen Gemeinde, vor allem über die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Rhein-Neckar e. V. Über den christlich-jüdischen Gesprächskreis hat es in den vergangenen

Jahren eine Verdichtung des Kontaktes zur CityKirche Konkordien gegeben.

Die erste Moschee in Mannheim wurde 1994 erbaut. Im Zugang auf den Bau der Moschee wurde ebenfalls ein Gesprächskreis gegründet, aus dem sich die Christlich-Islamische Gesellschaft entwickelte. Zum Stadtjubiläum 2007 setzte die CityKirche den Impuls, eine dialogische Gruppe zu installieren, deren Ziel es war, ein Fest zu organisieren, zu dem die Bürger und Bürgerinnen eingeladen werden. Es ging darum, in einem aufgeheizten Klima, in dauernden Diskussionen um die Verantwortung der Religionen für den Unfrieden in der Welt ein Signal zu setzen: die Religionsgemeinschaften in Mannheim treten gemeinsam ein für den Frieden, laden gemeinsam die Stadt ein, beten gemeinsam, essen und feiern gemeinsam, kein unkompliziertes Vorhaben.

Das Plenum der „Meile der Religionen“ wurde gegründet: Evangelische und katholische Kirche, die ACK, jüdische Gemeinde und sieben Moscheegemeinden im Spektrum von DITIB (Dachverband Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e. V.) bis VIKZ (Verband der Islamischen Kulturzentren) waren daran beteiligt. Ökumene wird hier im Sinne des Miteinanders der Glaubenden der abrahamitischen Tradition erfahrbar.

Tatsächlich erfahren wir Zuschreibungen gegenüber den Religionen immer stärker so, dass wir alle in einem Boot sitzen, Zuweisungen und Vorurteile machen keinen Halt vor Selbstdefinitionen. Vorwürfe werden zumeist undifferenziert vorgenommen. Umso mehr gilt es nun den Vorhaltungen der Religions skeptiker gemein-

sam entgegenzutreten.

Ein beeindruckendes Fest gelang, bei dem Tische von der CityKirche Konkordien bis zur Synagoge auf der alten Kirchenstraße standen, die **Meile der Religionen!** Hunderte Ehrenamtliche aus den verschiedenen Gemeinden servierten Leckereien und standen zum Gespräch bereit. Tausende Gäste genossen die ungewöhnliche Einladung. Es ist gelungen, den Diskurs der Religionen von der Ebene der Vorstände und Geistlichen auf die der Engagierten und Interessierten hinunterzubringen.

2009 gelang es noch einmal trotz großer Schwierigkeiten die Meile zu wiederholen, mit noch mehr Beteiligten – und bei besserem Wetter.

Dann wurde aus dem zunächst aktionistisch konzipierten „Plenum der Meile der Religionen“ das „**Forum der Religionen**“. Damit hat der Diskurs in Mannheim nun im Dialog der abrahamitischen Religionen eine erste Institutionalisierung erfahren. Es ist deutlich, auch wenn es keine aktuellen Projekte und Probleme gibt, existiert ein dauerhaftes Kommunikationsforum. Es gibt gemeinsame Themen und Fragestellungen, gegenseitige Unterstützung, ein solidarisches und kritisches Miteinander. Aber in erster Linie geht es darum, mehr Verständnis füreinander zu erlangen, mehr voneinander zu erfahren. Gerade für Konfliktsituationen ist das Forum der Religionen die Grundlage, schnell zusammen zu kommen und miteinander zu reden.

Beim Katholikentag 2012 wird die besondere Intensität des interreligiösen Diskurses in Mannheim in verschiedenen Ver-

anstaltungen erfahrbar sein. Die CityKirche Konkordien ist in die Organisation sowie in die Durchführung sowie als Veranstaltungsort involviert.

3. Fazit

Der Gottesdienst als Mittelpunkt und Begegnungsort

Die Begegnungsräume, die wir an der CityKirche Konkordien eröffnen, sind nach zehn Jahren also die von

1. Kunst und Kirche,
2. von unterschiedlichen Religionen und Kulturen
3. und die von unterschiedlichen sozialen Welten, dazu gehören Arme und Reiche ebenso wie kirchlich hoch verbundene und Distanzierte, also der Diakonie.

In diesen drei Arbeitsbereichen konzentriert sich die CityKirchenarbeit in Mannheim. Dabei ist der **Gottesdienst** in neuer Weise Mittelpunkt einer Gemeinde geworden, die sich anders versteht als sie das vor zehn Jahren tat. Im Gottesdienst sind mit der gleichen Selbstverständlichkeit Wohnsitzlose und Studierende, ältere Menschen aus den Quadraten und jüngere aus der ganzen Stadt und darüber hinaus, Migrantinnen und Migranten, politisch Interessierte und Kunstbegeisterte, Fromme und Zweifler. Mit großer Kompetenz und Gelassenheit reagiert die Gemeinde auf das Auftreten von Verwirrten, wenn sie lauter werden oder sich sonst auffällig verhalten. Vorsichtig wird beobachtet, ob das Stören überhand nimmt, keiner ruft nach der Polizei. Solange der Gottesdienst weiter gehen kann, gibt es vor allem Zuwendung und Begleitungsangebote für die Person in

Not, zuweilen auch Erheiterung. Wenn ein humpelnder Bettler während der Predigt just in dem Moment auftritt, wenn es in der Predigt um das Tanzen der Lahmen geht, stellen sich Fragen von bewusster Inszenierung bis hin zu Fügung ...

Oftmals ist der Gottesdienst der Ort, an dem konkrete Hilfe verabredet wird. Es gibt immer Kaffee und Kuchen und immer Gespräche nach den Gottesdiensten. Immer wieder stehen auf der Kanzel Leute aus Politik und Wissenschaft, aber gerne auch einmal Juden oder Muslime. Der Gottesdienst findet in der Form der Badischen Agende statt, eher streng als mit vielen Abwandlungen, Gottesdienste werden immer im Talar gehalten. Es geht um Erkennbarkeit und Klarheit gerade angesichts der stark variierenden Gemeinde. Kein Gottesdienst findet statt, ohne dass neue unbekannte Gesichter unter den Gottesdienstbesuchern sind, diese werden von den kommunikationsbegabten Ältesten freundlich angesprochen und eingeladen.

CityKirche als Beispiel und Vorbild

Inzwischen ist die CityKirche Konkordien in Mannheim anderen Gemeinden zum Vorbild geworden, z. B. im Hinblick auf die Idee die Kirche zu öffnen und auch unter der Woche einem breiten Publikum zugänglich zu machen, so die Christuskirche. Vorbild ist sie aber auch im Hinblick auf die Deutlichkeit mit der hier entschieden wurde, eine profilierte Arbeit zu machen. Nicht jede Kirche muss alle gleichermaßen ansprechen – aber jede Kirche muss Begegnungsräume eröffnen.

Inzwischen wird deutlich profilierte Arbeit in Mannheim an mehreren Kirchen angeboten, neben der CityKirche ausdrücklich auch an der Jugendkirche und an der Diakoniekirche.

4. Perspektiven

Im Umfeld anderer CityKirchen im deutschsprachigen Raum hat sich die CityKirche Konkordien in den vergangenen 10 Jahren Anerkennung errungen. Gerade die deutlich formulierten Spezifika haben dazu geführt dass 2010 die jährlich stattfindende Konferenz der CityKirchenpfarrerinnen und -pfarrer in Mannheim stattfand. Mehr als 50 Gäste aus ganz Deutschland, der Schweiz und Holland haben sich inspirieren lassen von badi-scher Liberalität, der Offenheit des interreligiösen Diskurses und der Deutlichkeit Mannheims – aber vor allem von der Vorrangstellung der Frage nach der Gerechtigkeit.

So fand im April 2011 nach 10 Jahren CityKirchenarbeit ein Jubiläum statt, das bei der Frage nach den Perspektiven für die kommenden Jahre vor allem das: „weiter so!“ hörte. Das hören wir gerne, wollen aber immer neu einen offenen Blick behalten für das, was in der Mitte unserer Stadt gerade dran ist – von Schloss bis Hafen.

■ *Ilka Sobottke, Mannheim*

- 1 armselig. Die Mannheimer Vesperkiche – Bilder, Geschichten, Gedanken, Claudia Cornelsen, Ilka Sobottke, Günter Eitenmüller, Evangelische Kirche in Mannheim 2008.
- 2 In besonderer Weise waren dies der inzwischen verstorbene Altdekan Gernot Ziegler und seine Frau Traude Ziegler, sowie Dr. Ulrich Fischer.
- 3 Kultzürihaussersihl. Das andere Gesicht, S. 62ff Verl. Um die Ecke, Zürich 2010.
- 4 CityKirche im Aufwind: Nicht Griesgram, sondern Lust ... Christoph Sigrist, KiK Verlag 2000.
- 5 Die Armen und die Reichen. Soziale Gerechtigkeit in der Stadt? In d. Reihe Kirche in der Stadt Bd 3, Hg. W. Dannowski, W. Grünberg, M. Göpfert u. a., Hamburg EB Verl. Rissen 1993.
- 6 Zu einer Bilanz der Citykirchenarbeit s. Wolfgang Grünberg in City-Kirchen. Bilanz und Perspektiven, Kirche in der Stadt Bd 5, EB Verl. Rissen 1995.
- 7 Auch in Mannheim galt zunächst die Frage: „City-Kirche, was soll das sein und wozu braucht man das?“, denn die rasante demografische Entwicklung des Austauschs der Wohnbevölkerung traf zuallererst die Quadrate: von über 12.000 Gemeindegliedern in den 1960er Jahren schrumpfte die Konkordien-gemeinde bis 1999 auf ca. 2.300 ...
- 8 – das macht sehr viel Spaß, wenn zum Beispiel beim Sommerfest eine wilde Mischung von Menschen entsteht, die zwar sonst auch auf der Straße und beim Einkaufen aneinander vorbei gehen, nun aber auf einer Bierbank sitzen und gemeinsam dem Clown zusehen, der Musik zuhören und Würstchen essen und dabei ins Gespräch kommen ...
- 9 Pfarrer Martin Fritz, der verstorbene Initiator der Stuttgarter Vesperkirche, beschrieb die gemeinhin übliche Einstellung gegenüber den Armen als eine Art Denunziantentum und fragte wie es möglich sei in unserer Gesellschaft in Würde arm zu sein, das wäre nur ohne Verdächtigungen möglich. S. Kirchen gegen Armut und Ausgrenzung. Dokumentation des Kongresses in Heidelberg (6.–8. März 2008) Hg. F. Barth, K. Baumann, J. Eurich u. a., DWI Heidelberg 2009, S. 129
- 10 Die Beratungsräume kommen in den ehemaligen Pfarramtsräumen unter, der Diakoniekpunkt im ehemaligen Gemeindesaal, die Räume wurden von der Gemeinde nicht mehr gebraucht und waren nicht mehr zu finanzieren. So werden die Räumlichkeiten sinnvoll genutzt und gleichzeitig gelingt eine enge Verzahnung von Gemeinde und Diakonischem Werk vor Ort.

18 Jahre Stadtkirchenarbeit in Karlsruhe – ein Bericht

Als Kirche in der Stadt und Kirche für die Stadt versteht sich die Kirche im Zentrum Karlsruhes. Daher bevorzugt Pfarrer Dr. Dieter Splinter den Begriff „Stadtkirchenarbeit“ und blickt auf 18 Jahre seiner Tätigkeit in den Innenstadtgemeinden Karlsruhes zurück.

I. Aller Anfang ist schwer. Das galt auch für die City-Kirchen-Arbeit in Karlsruhe. Der leider viel zu früh verstorbene Dekan Stein hatte die Idee, in der Innenstadt Karlsruhes das zu etablieren, was es anderswo schon gab – aber noch nicht in Baden: Stadtkirchenarbeit, oder Neudeutsch „City-Kirchen-Arbeit“. Dahinter stand die Einsicht, dass es in den Innenstädten neben der Gemeindegarbeit anderer Konzepte bedurfte, um für Aufmerksamkeit für das Evangelium zu sorgen. Die Gemeinden wurden, häufig durch Wegzug aus den Innenstädten, kleiner. Die Kirchengebäude selber blieben natürlich so groß wie bisher. Belebungskonzepte sollten her. In anderen Städten wie in St. Petri in Lübeck hatten sich Veranstaltungskirchen ohne Gemeinde herausgebildet. In wiederum anderen Städten wie am „Michel“ in Hamburg gab es weiterhin Gemeindegarbeit, doch zugleich Angebote kirchenmusikalischer, kultureller oder diakonischer Art, mit der Menschen aus der ganzen Stadt erreicht werden sollten.

In Karlsruhe hatte man sich Folgendes überlegt: Da es in der Innenstadt zwei

Gemeinden gab (Alt- und Mittelstadt), wurden beide Gemeindepfarrstellen gleichzeitig ausgeschrieben. Der Inhaber bzw. die Inhaberin der einen Pfarrstelle sollte sich mehr um die Arbeit in den beiden Gemeinden, der/die andere um die Entwicklung der City-Kirchen-Arbeit kümmern. Mit einer jungen Kollegin fing ich am 1. April 1993 an der Stadtkirche und der Kleinen Kirche, die sich beide im Zentrum der Stadt befinden, an. Die Kollegin (Altstadtgemeinde) nahm sich der Gemeindegarbeit an, ich kümmerte mich, neben den Kernaufgaben der Gemeindegarbeit, die beibehalten wurden, als Pfarrer der Mittelstadtgemeinde um die City-Kirchen-Arbeit.

Am Anfang war es schwer, den Spagat zwischen Gemeinde und neuem Aufgabengebiet zu bewältigen. Dazu kam, dass die beiden Ältestenkreise der Alt- und Mittelstadt, die schon seit den 70er Jahren immer gemeinsam tagen, mit der neuen Konstellation ihre liebe Mühe hatten. Zwar hatte man der neuen Konzeption zugestimmt, doch als es dann darum ging, dieses in die Tat umzusetzen, formierten sich bei etlichen Ältesten Widerstände. Dazu kam, dass nicht wenige Kolleginnen und Kollegen das neue Arbeitsfeld mit Skepsis, ja mit Ablehnung betrachteten. Auch war die finanzielle Ausstattung nicht üppig. Zunächst waren es 7000 DM, die dann nach drei Jahren auf 6000 DM gekürzt wurden. Seit drei Jahren sind es nun 5000 Euro, also etwa der Betrag, den man mindestens für eine Ausstellung braucht. (Wir führen drei bis vier Ausstellungen pro Jahr durch.)

Nachdem 1994 neue Ältestenkreise gewählt worden waren, entspannte sich die Lage. Zwar wurde die Stelle meiner Kollegin, die sich nach vier Jahren aus familiären Gründen anderweitig orientierte, um die Hälfte reduziert. Doch konnten meine Frau und ich, die die Pfarrei der Altstadtgemeinde mit einer halben Stelle fortführten, gemeinsam mit den Ältestenkreisen, den festangestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und den zahlreichen Ehrenamtlichen eine Arbeit entwickeln, die in Karlsruhe große Beachtung gefunden hat.

II. Die Innenstadtgemeinden Karlsruhes verstehen sich als Profildgemeinden. Sie haben, um die Parochien der Alt- und Mittelstadt mit der City-Kirchen-Arbeit zu verzahnen, das Konzept von „Kirche in der Stadt“ und „Kirche für die Stadt“ entwickelt. „Kirche in der Stadt“ bezieht sich auf die Gemeindemitglieder der Alt- und Mittelstadt und auf die Menschen, die als Pendler und Touristen in die Stadt kommen. Mit ihren Gottesdiensten, Ausstellungen und sonstigen Veranstaltungen und ihren kirchenmusikalischen Angeboten wollen sie „Kirche für die Stadt“ sein. So werden Menschen aus der ganzen Stadt angesprochen, was sich besonders im Gottesdienstbesuch äußert. Mehr als die Hälfte der sonntäglichen Gottesdienstbesucher gehören nicht zu den Gemeinden der Alt- und Mittelstadt.

„Kirche für die Stadt“ meint im einzelnen:

- Gottesdienste, in denen besonderer Wert auf eine theologisch fundierte und ansprechende Verkündigung und eine vielfältige Kirchenmusik gelegt wird.
- Mehrere Ausstellungen pro Jahr, jeweils mit Predigtreihe und Begleitprogramm. Die Ausstellungen finden meist in der Krypta der Stadtkirche statt, die besonders von Künstlern geschätzt wird, oder aber in der Kirche selber. Neben Kunstausstellungen gibt es solche mit historischen oder sozialen Schwerpunkten – und in der Advents- und Weihnachtszeit eine Krippenausstellung.
- Projektbezogene Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie in Baden, der Evangelischen Erwachsenenbildung des Stadtkirchenbezirks Karlsruhe und Durlach und Gruppen und Institutionen in der Stadt (wie z. B. dem Kulturbüro der Stadt Karlsruhe, dem Staatstheater, dem CVJM oder der Europäischen Schule).
- Eine reichhaltige Kirchenmusik, die von einem Kirchenmusikdirektor (A-Kantor) auf hohem Niveau verantwortet wird, die u. a. verschiedene Chöre, musikalische Reihen und Konzerte beinhaltet und weit über die Stadt Karlsruhe hinaus Beachtung findet. Es hat viel Mühe gekostet, die Stelle des A-Kantors in der Gesamtkirchengemeinde vor 15 Jahren durchzusetzen. Inzwischen ist sie von der Stadtkirche nicht mehr weg zu denken.
- „Andere KirchenTöne“ (besonders in der Kleinen Kirche): musikalisch-geistliche und literarische Reihen mit einer Rock-Band. Die Zielgruppe dieser Reihen, die sich großer Beliebtheit erfreuen, sind die „ganz Kirchenfernen“.
- Konzerte von „Fremdveranstaltern“.
- Gastfreundschaft gegenüber der ESG, der SMD, anonymen Selbsthilfegrup-

pen und anderen Gruppen und Gruppierungen aus dem Stadtgebiet.

Darüber hinaus predigt der Landesbischof regelmäßig einmal im Monat in der Stadtkirche. Wegen dieser Verbindung zur Landeskirche finden in der Stadtkirche auch immer wieder Gottesdienste und Veranstaltungen von landeskirchlicher und EKD-weiter Bedeutung statt.

Als besonderer Zweig des Konzeptes „Kirche für die Stadt“ hat sich in der Arbeit der beiden Gemeinden in den letzten zehn Jahren die „Kinder-Stadtkirche“ entwickelt. Sie wird als gemeinnütziger Verein von einem Geschäftsführer geleitet, beschäftigt 55 Voll- und Teilzeitkräfte, hatte zuletzt einen Jahresumsatz von 2,3 Millionen Euro und hat folgende Aufgaben: Altersspezifische Gottesdienste für Kinder (in der Kleinen Kirche), besondere Veranstaltungen für Kinder (wie die „Lese-Nacht im Turm“ oder das Einstudieren und Aufführen von Theaterstücken mit biblischem Schwerpunkt), biblisch ausgerichtete Ferien- und Freizeitmaßnahmen, Freizeitheim (Selbstversorgerhaus) in der Pfalz und eine Kinder- und Hausaufgabenbetreuung an 15 Schulen im Stadtgebiet, darunter in zwei Horten. Täglich werden bis zu 700 Schülerinnen und Schüler betreut. Als Pfarrer der Mittelstadt bin ich qua Amt der 1. Vorsitzende des Vereins und habe als solcher die Dienst- und Fachaufsicht über alle Mitarbeitenden.

„Kirche in der Stadt“ meint im einzelnen:

- Offene Kirchen (von ehrenamtlichen Präsenzdiensten betreut)

- Taizé- und City-Abendgebet
- Regelmäßige Andachten in einem Senioren- und Pflegeheim der AWO
- Pfarramtliche Kernaufgaben: Religions- und Konfirmandenunterricht, Kasualien und Seelsorge, Besuche (gemeinsam mit einem Besuchsdienstkreis)
- Gemeindefrühstück (1 x pro Monat)
- Gruppen und Kreise, die zumeist ehrenamtlich geleitet werden
- Zweigruppige Kindertageseinrichtung
- „Grüner Gockel“ (Zertifizierung 2011)
- Gemeindebrief, 3 x pro Jahr
- Gute ökumenische Kontakte

In den Jahren 2000 bis 2005 gab es in den Bereichen „Kirche in der Stadt“ und „Kirche für die Stadt“ zwei Projekte, die einer besonderen Anstrengung bedurften.

Im Jahr 2000 kam eine Tochtergesellschaft des Otto-Versandes auf uns zu. Ihr Geschäftsansatz besteht darin, Einkaufszentren statt auf die grüne Wiese mitten in die Stadt zu setzen. Auf dem Areal, das zu einem Einkaufszentrum im Stil einer amerikanischen „Mall“ (viele Einzelhandelsgeschäfte unter einem Dach) entwickelt werden sollte, befanden sich das Gemeindehaus der Mittelstadt, ein Kindergarten, Pfarrwohnung und Amtsräume, außerdem ein kircheneigenes Wohnhaus mit etlichen Wohnungen. Wir entschlossen uns zum Verkauf des Anwesens und legten die Gemeinderäume der Alt- und Mittelstadtgemeinden in den schon bestehenden Räumlichkeiten der Altstadtgemeinde zusammen, die wir umgestalteten und um die zweigruppige Kindertageseinrichtung erweiterten. Auf

diese wurde die neue Pfarrwohnung gebaut. Die Büros brachten wir im an das Gemeindehaus angrenzende Vorderhaus unter. War dieses Projekt bis 2003 abgeschlossen, so dauerte die Sanierung der großen Steinmeyer-Orgel und vor allem der Neubau einer Chororgel insgesamt fünf Jahre. Beide Orgelprojekte wurde weitestgehend über Spenden finanziert.

Die ganze Arbeit ist nur möglich, weil es etliche hauptamtliche, aber auch vor allem zahlreiche, sehr engagierte ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gibt. Als Hauptamtliche arbeiten neben dem Kantor (mit einer neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiterin) mit: sechs Erzieherinnen, eine sehr erfahrene Sekretärin mit vollem Deputat, ein Kirchen-diener, dessen Deputat mit 20 Prozent von den Gemeinden der Alt- und Mittelstadt finanziert wird und eine Reinigungskraft (75 %) – und etwa einhundert Ehrenamtliche.

Die Finanzierung der Arbeitsfelder geschieht in einem Mischsystem. Von der Evangelischen Kirche in Karlsruhe gibt es eine jährliche Zuweisung von 18.000 Euro. Wir brauchen aber zur Finanzierung der Arbeit pro Jahr etwa das Zehnfache (ohne Personalkosten). Das Geld kommt aus Opfer und Spenden, Eintrittsgeldern, Fond-Raising, von Sponsoren und aus verschiedenen Förderkreisen. Die „Kinder-Stadtkirche“ ist finanziell eigenständig und verfügt über einen eigenen Haushalt.

III. Dem Konzept „Kirche in der Stadt“ und „Kirche für die Stadt“ ist es geschuldet, dass ich lieber von Stadtkirchenarbeit statt von City-Kirchen-Arbeit spreche. „City“ bezeichnet in der Stadtsoziologie den Innenstadtbereich, in dem sich Geschäfte, Banken, Kaufhäuser und Büros befinden und in der Regel die Wohnbevölkerung unterrepräsentiert ist, dafür aber tagsüber viele Pendler im Innenstadtbereich ihrer Arbeit nachgehen. Stadtkirchen wie etwa das Ulmer Münster hingegen wurden zuerst gebaut, damit die ganze Stadt darin Platz findet. Ursprünglich war damit die Stadtbevölkerung gemeint, die vollzählig in der Kirche Platz finden sollte. Damit war dann auch klar, dass die Anliegen, Sorgen und Nöte der Stadt in dieser Kirche ihren Platz hatten, denn die Menschen brachten sie ja immer schon mit.

Vor allem mit dem Ansatz „Kirche für die Stadt“ wollen wir dieser Tradition Rechnung tragen. Da natürlich die ganze Wohnbevölkerung einer Stadt längst nicht mehr in einer Kirche Platz hat, können die Anliegen, Sorgen und Nöte der Menschen einer Stadt immer nur durchschnittsweise und punktuell aufgenommen werden. Doch gerade darin können Stadtkirchen und die darin Wirkenden den Bürgerinnen und Bürgern einer Stadt einen großen Dienst erweisen.

Das wird vor allem in Krisensituationen deutlich. Als etwa mehrere Mitarbeiter einer hiesigen Bank bei einem Verkehrsunfall ums Leben kamen, fand die Trauer-

feier in der Stadtkirche statt, ebenso der Gottesdienst nach den terroristischen Angriffen am 11. September 2001 auf das World Trade Center in New York.

Stadtkirchenarbeit ist jedenfalls eine vielfach fordernde, hoch spannende Aufgabe, in der man viel Zuspruch erfährt und gerade darum getrost der biblischen Weisung folgen kann: „Suchet der Stadt Bestes!“

■ *Dieter Splinter, Karlsruhe*

Kirche in der Stadt Freiburg – ein persönliche Standortbestimmung¹

Im Zuge der allgemeinen Neustrukturierung zu Stadtdekanaten hat die Evangelische Kirche in Freiburg in einem langen und schwierigen Prozess versucht, auch in der Binnenstruktur sich als Kirche für die Stadt zu verstehen. Es wurden im neuen Stadtkirchenbezirk Freiburg fünf große Pfarrgemeinden gebildet, die besser auf die veränderten Bedingungen für Kirche in der Stadt reagieren können sollen. Dr. Jochen Kunath, Pfarrer in der Pfarrgemeinde Südwest in Freiburg, versucht diesen Prozess in Blick auf das, was Städter glauben, zu reflektieren.

Dreizehn Wegstationen auf dem Weg, sich zu verändern

1. „Eine kirchliche Strategie unter veränderten Bedingungen“, das wünschte sich der damalige Dekan des Kirchenbezirkes Freiburg-Hochschwarzwald und jetzige Prälat für Nordbaden, Dr. Traugott Schächtele. Also am Beginn: Wie sehen die Bedingungen für Kirche in der Zukunft aus? Welche Trends, welche Entwicklungen sind zu sehen? Wie reagiert man auf Veränderungen? Wie könnte diese „Strategie“ aussehen?

2. Ziel ist es bisher, sich auf die Veränderungen einzustellen. Tragend ist das Gefühl: So wie es ist, kann es nicht weitergehen; nicht weil die Arbeit schlecht wäre, sondern weil sich die Rahmenbedingun-

gen der Arbeit verändert haben, verändern und noch mehr verändern werden.

3. Wegen der vermuteten Veränderungen der Rahmenbedingungen soll eine Umstrukturierung der Organisation Kirche und Gemeinde erfolgen.

4. Diese Neuorganisation bzw. Umbaumaßnahmen folgen zum guten Teil Prinzipien und Ideen, die jenseits kirchlicher oder theologischer Überlegungen sind, sondern in anderen gesellschaftlichen Bereichen erfolgen und Erfolg versprechen.

5. Die meisten in die Diskussion gebrachten Vorschläge/Impulse zur Neustrukturierung sind freilich keine Neubeschreibung des kirchlichen Auftrages. Als solche wären (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) zu nennen:

Konzentration; Prioritäten setzen; keine (weitere) Überdehnung (nicht alle machen alles); Repräsentanz des Ganzen an speziellen Orten; Vernetzung; Vergrößerung des (Gemeinde-) Netzes; Schwerpunkte setzen; Profile schärfen; Pluralität der Formen; Entflechtung; genaue Zuweisung.

Dies sind allgemeine Impulse zur Neuorganisation einer Organisation und werden auf die Kirche angewandt. Dies ist – falls sie sich auch in anderen Bereichen bewährt haben – zumindest erfolgsversprechend. Eine Anwendung auf die Kirche ist auch nicht fahrlässig, solange die Spannung (s. o.), die damit inkludiert ist, beachtet und produktiv in den Prozess einbezogen wird. Auf jeden Fall sind diese Impulse nicht auf ihre theologische Wahr-

heit hin zu diskutieren oder zu prüfen, sondern primär auf ihre Praktikabilität.

6. Das ist aber den Meisten zu wenig verantwortete Reaktion auf Veränderungen. Deshalb soll es auch zu einer (Neu) Beschreibung des kirchlichen Auftrages kommen. Von hier aus sollen (auch) Umbaumaßnahmen ihren Sinn erhalten.

7. Dies ist zunächst auch ein normaler Vorgang. Schon immer wurde versucht, den kirchlichen Auftrag neu zu beschreiben. Dies kann man exemplarisch an Teilarbeitsgebieten der Kirche und deren Reflexion in Teilbereichen der Praktischen Theologie ablesen. Wie auch immer man diese Neubeschreibungen bewertet, sie finden statt und sind selbst Teil der Aufgabe der Kirche.

8. So war schon immer die Reflexion auf Gestalt und Auftrag der Kirche Gegenstand kirchlicher Reflexion und Arbeit, programmatisch und bewusst betrieben als Gemeindeaufbau: Wie baut sich Gemeinde? Was kann dazu beigetragen werden? Drei Punkte sind dabei besonders augenfällig:

9. Die Spannung zwischen erlebter Kirche, Kirchlichkeit, Religion oder Glaubenslebens und dem Idealbild des kirchlichen Auftrages wird produktiv im Umbauprozess genutzt und mündet in eine (Neu)Beschreibung des kirchlichen Auftrages und seiner gemäßen Strukturen.

10. Es ist mit einer Wechselwirkung zu rechnen: Die veränderte Welt verändert

den kirchlichen Auftrag, wie auch ein veränderter Auftrag Welt verändert. Dabei geht es um das Wechselverhältnis von Anpassung (Aufgehen) und Widerstand (Abgrenzung).

11. In der gesamten Geschichte des Christentums ist es immer wieder zur einer „Assimilation (Aufnahme) mit kritischer Umschmelzung“ gekommen, die letztlich dazu geführt hat, dass das Christentum auch unter veränderten Rahmenbedingungen und bei Neuformulierungen ihres Auftrages die Kontinuität zum Grund seiner Botschaft nicht verloren hat.

12. Für die (Neu)Beschreibung oder (Neu) Fassung des kirchlichen Auftrages gibt es eine Vielzahl von Möglichkeiten. Je nachdem welche Perspektive gewählt wird oder welche Wahrnehmung dringlich erscheint, kann der Auftrag der Kirche beschrieben werden.

13. Bei der nun versuchten „Neubeschreibung“ des kirchlichen Auftrages in und für die Stadt soll mit dem angefangen werden, was „Grundbedingung“ hierfür ist, bei den „Städtern“ und deren Leben.

Acht Beobachtungen, wie Städter² leben und glauben könnten

1. Die Kennzeichen der Zeit, speziell der Postmoderne sind keine Theorie der Gesellschaft, auch wenn sie abstrakt sind, sondern der Versuch der konkreten Beschreibung derselben. Was sich allgemein findet, findet sich auch im Speziellen. Im konkreten „Was ist“ vor Ort oder in Freiburg, in der konkreten alltäglichen

Arbeit der Kirche „steckt“ die allgemeine Kennzeichnung der Lage.

Diese allgemeinen Kennzeichen sind fast mühselig zu erwähnen: Globalisierung, Differenzierung, radikale Individualisierung, radikaler Pluralismus, Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, „Marktidee“ mit all den Gegenwirkungen: Fundamentalismus, Psychosen etc. Auch was das für die Kirche und Glaube bedeutet ist schon oft beschrieben wurden: Verlust der Monopolstellung; Patchworkglaube; Nachlassen/Verlust der Plausibilität, der Verbindlichkeit und der Selbstverständlichkeit; Traditionsabbruch; Erwachen neuer Religiosität, v. a. jenseits der verfassten Kirche, Mitgliederschwund.

2. Bis hinein in die Philosophie stellt sich die Frage, wie diese „postmoderne Lage“ zu bewerten ist: Als Chance oder als Gefahr. Wohl beides. Oft werden aber in den gemeindlich etablierten Kreisen die Gefahren größer angesehen. Viele „Phänomene“ sind (naturgemäß) ambivalent und entziehen sich einer eindeutigen Deutung. Freilich sind sie selbst kirchliche Wirklichkeit!

3. Auf jeden Fall: Städter leben in der „Postmoderne“ (wie auch die Menschen auf dem Dorf). Wie leben sie als Städter? Kennzeichen für das städtische Leben ist die Vielzahl von Bewohnern und die Pluralität von Lebensarten. Diese Pluralität führt dazu, dass es gleichzeitig extrem global (www; Chatrooms) und individuell ist. Es kommt im Rahmen allgemeiner pluraler Lebensbereiche, Lebensstile und -angebote zur größtmöglichen Aus-

differenzierung und noch verstärkten Privatisierung, Individualisierung und Atomisierung. Jeder hat seinen „subjektiven Stadtplan“ (mit seinem Rhythmus, seinem Radius und seiner Ritualisierung).

4. Dazu kommen – sozusagen in Raum- und Zeitrichtung – die wachsende Mobilität und der relativ häufige Wohnortwechsel innerhalb der Stadt.

5. Durch die hohe Funktionalisierung und Medialisierung (funktionale Gliederung der städtischen Lebensabläufe, Ausweitung der Medien, Eintritt in die virtuelle Welt), sowie Kommerzialisierung der Kommunikationsabläufe werden diese Erscheinungen noch erhöht.

6. Schließlich führt dies zu Verdichtungs- und Trennungsprozessen: Grundlegend für das städtische Leben ist die Trennung von Arbeiten, Wohnen, Erholen und Bewegen. Dazu kommt, typisch für die Stadt, die Dualität bzw. Polarität von öffentlichen und privaten Sphären. Also die Gleichzeitigkeit der Orientierung am Nahbereich (näher als im Dorf) und an weitesten Horizonten. Gleichzeitig ist die Stadt die verdichtete Inszenierung gesellschaftlicher Entwicklungen und Widersprüche. Dies führt zu sogenannten Cross-over-Identitäten, also der „bloßen“ Addition von verschiedenen Lebensstilen und Lebenswelten (Agglomerat) zu der je eigenen, die im städtischen Leben verdichtete Erlebnismomente mit sich bringt. Der eigene Lebenszusammenhang wird am deutlichsten anders „hergestellt“ als bei Menschen, die nicht in Städten wohnen.

7. In Folge dessen und als Katalysator obiger Prozesse neigt städtisches Leben extrem zur Anonymität und zum Homogenitätsdruck mit Segregationsdruck in einzelnen Stadtteilen.

8. Sozusagen innerhalb dieses grob umrissenen Lebensprozesses ist auch der „Glaube“ der Städter angesiedelt. Er kann nun hieraus nicht gefiltert werden und sozusagen eine Phänomenologie des Glaubens beschrieben werden. Dies widerspräche im Grund auch dem Wesen von Glauben, der ja immer ein „Totalitätsverhältnis“ ist, und deshalb nicht getrennt dargestellt werden kann. Vielmehr sind im (städtischen) Leben immer (jetzt als Arbeitstitel benutzt) Transzendenzbezüge anzutreffen, also z. B. die Suche nach Sinn oder Halt, die Erfahrung der Endlichkeit, die Konfrontation mit der Warum-Frage, die Regung des Gewissens etc. Sie sind aber so oder dort anzutreffen, wie und wo städtisches Leben funktioniert. Wie sich also Glaube lebt, hängt von dem ab, wie Menschen leben. Die Antwort, die Sprache, die Formen des Glaubens konfigurieren sich nach dem, wie, wo, unter welchen Bedingungen, mit welchen Möglichkeiten des Ausdrucks Menschen leben. Insofern ist der städtische Glaube anders als der „dörfliche Glaube“. Städter glauben anders, zumindest leben sie ihren Glauben anders.

Will Kirche es mit Glauben zu tun haben, dann sollte sich Kirche in der Stadt an diesem Glauben orientieren. Wie könnte man dann die Aufgabe der Kirche beschreiben?

Sieben Thesen, wie der kirchliche Auftrag in der Stadt aussehen könnte

1. Das Eigentliche des Auftrages steht fest, er muss „nur“ unter dem Ein-Druck der neuen Wahrnehmung städtischen Lebens reformuliert werden, also sozusagen unter städtischen Bedingungen.

Was „Kirche“ sei, wurde unter reformatorischen Bedingungen in CA VII formuliert. Dabei war dies weniger eine Wesensbeschreibung der Kirche als eine (verbindliche) Definition dessen, was es zur Einheit der Kirche braucht. Deswegen ist vielmehr auf den grundlegenden Artikel der CA, auf CA V (und dazu CA IV), einzugehen. Dieser Artikel beginnt mit der Formulierung „um diesen Glauben zu erlangen“

Sinn und Zweck von Kirche (vom Predigtamt) ist es, Glauben zu erlangen. Menschen sollen Glauben erlangen, dazu gibt es Kirche. „Erlangen“ (lat. „ut hanc fidem consequamur ...“) meint wohl die Folge, nicht die Wirkung von Kirche und Predigtamt; genauso wie Menschen den Glauben nicht bewirken können, sondern erlangen, bekommen.

2. Wie ist dieses „Erlangen“ nun unter postmodernen, städtischen Bedingungen zu reformulieren?

Zwei Punkte rücken für mich dabei mehr ins Zentrum: 1. Vielleicht anders als zu Zeiten der Reformation ist der Städter ein Passagen-Mensch, wechselt zwischen den Orten und sein Passagen-Bedürfnis (Grözinger) ist ausgeprägter. „Erlangen“ meint dann vornehmlich „immer-wieder-Erlangen“, das manchmal dramatische, tragische, konfliktreiche Erringen einer

Identität, eines zusammenhängenden (nicht bruchlosen) Lebensentwurfes.

2. Auch anders als zur Reformation geht es heute – sozusagen auf der anderen Seite – um die öffentlich wirksame Darstellung des Glaubens, um das „Vorspielen“ und „Einspielen“ des christlichen Lebensentwurfes in die Gesellschaft, Welt, kritisch und kreativ, allerorten und nur an besonderen Orten, damit der Mensch, der Städter, inmitten seiner eigenen und fremder Pluralität von Lebensstilen sich den christlichen einverleiben, zu je seinem eigenen, zu seinem subjektiven Glaubensplan machen kann.

3. Beide Beobachtungen könnten darauf hinaus laufen, als Aufgabe der Kirche in der Stadt zu formulieren: *Aufgabe der Kirche ist es, Städter zu überführen.* Schritt für Schritt, durch die immer gleiche, aber an verschiedenen Orten immer neue Darstellung des Glaubens, und so mit ihnen den Zusammenhang ihres Glaubenslebens „herzustellen“, zu erlangen. Dabei ist die „Darstellung“ des Glaubens eine provozierende, anstiftende, ja wirkungsvolle Darstellung, die performative und transformative Kräfte besitzt. Menschen erfahren die wirksame Gegenwart der Liebe Gottes (Dalferth), sie werden zu einer christlichen Lebenskunst angestiftet (Bubmann). Darstellung umfasst protestantisch immer die Darstellung des Wortes, seine Inszenierung und Performanz in Raum und Zeit, es bleibt Gesagtes und Gehörtes, bezieht sich aber auf leibhaftige Erfahrungen; die Zusammenhänge, die als Glauben „hergestellt“ werden, sind immer Zusammen-

hang des je eigenen Lebens und auch des Verwebens mit dem Leben anderer; so bleibt das Wort, der Glaube stets das mich verunsichernde, aber dennoch heilende Gegenüber; es ist in sich beziehungsreich (Jüngel).

4. Wie könnte die Kirche die eben umschriebene Grundaufgabe verfolgen?? Drei Aspekte der einen Aufgabe sind zu sehen, sie lassen sich an der Bewegung Jesu zu und mit den Menschen (so zum Beispiel mit Zachäus) ablesen:

5. Teilnehmen: Kirche nimmt Teil am städtischen Glauben, an seiner Pluralität und extremen Individualisierung wie Ausdifferenzierung. Kirche geht mit, ist mobil, sie nimmt auch Teil an den starken Verdichtungs- und Trennungsprozessen. Arbeiten, Wohnen, Erholen und Bewegen – auf die Räume bezogen – sind verschiedene, differenziert gestaltete kirchliche Arbeitsgebiete. „Daneben“ gibt es Zeiten, Räume, Gelegenheit exponierter Verdichtung, großer Nähe und mit starkem Wirkcharakter. Die Kirche macht die strikte Trennung zwischen öffentlich und privat mit; sie findet anonyme Formen, die einen bewusst „lockeren“, distanzierten Kontakt ermöglichen. Bewusst bleibt sie auf Distanz. Sie bietet aber auch Kleinstformen für den privaten Nahbereich. Kirchliche Arbeitsformen nehmen Teil am Charakter des städtischen Glaubens als „Cross-Over-Identität“, sie bietet lose Verknüpfungsmöglichkeiten für die Pluralität von Glaubenserfahrungen; bietet Möglichkeiten, wie diese vom Städter verbunden werden können, ohne selbst

den Homogenitätsdruck und den Druck nach Verbindlichkeit zu hoch zu halten.

6. Aufsehen: Die Kirche nimmt aber nicht unkritisch Teil am städtischen Leben. Ihr Ziel ist es ja, ihn zu überführen, im selbst entdeckten Glauben hinüberzuführen. Deswegen muss Kirche auch Phänomene des städtischen Glaubens kritisch hinterfragen und alternative Räume dazu bereithalten. Der allzu starken Atomisierung des Lebens ist zu wehren. Kirche könnte Ort sein, wo Menschen im wahrsten Sinne des Wortes aufgebaut werden, groß gemacht werden, wo sie sich zwar als Teil eines Ganzen sehen und spüren, aber als wichtiges, nützliches, ja übernützlich „Teil“. Auch muss der Atomisierung vom städtischen Leben etwas entgegen gesetzt werden. Kirche wäre dann ein Raum der langen Zeiten, der Verweildauer, des „großen Ganzen“. Genauso muss dem starken Homogenitäts- und Segregationsdruck etwas entgegen gestellt werden. Kirche wäre dann der „Andersraum“, der immer wieder an die Anderen und die fruchtbare bunte Vielfalt erinnert. Bewusst hebt sich Kirche vom ewig Gleichen ab, repräsentiert das Nichthomogene und bricht so Ghettostrukturen auf. Kirche sollte immer eine Tür offen halten, nicht abschließend wirken, nie ganz dicht sein.

Am wichtigsten wäre das „Erschüttern“ der omnipräsenten Medialisierung und Funktionalität in der Stadt. Hier darf Kirche sich zeigen als die, wo es um das unmittelbare Erleben, um das Dabeisein geht, niemand vermittelt hier, sondern der Städter kann direkt in Bezug auf sei-

ne Mitwelt, zu sich und Gott bekommen. Alles, was sich dazwischen „schiebt“, hat in der Kirche keinen Platz. Gegenüber der starken Funktionalität ist auf die Nutzlosigkeit des Glaubens hinzuweisen, Gott ist der Mehrwert, in der Kirche wird man nicht gebraucht, noch ist man Konsument, sondern hier können Menschen ihrer Bestimmung ansichtig werden.

7. Aufnehmen: Die kritische Teilnahme am städtischen Leben ist Liebe zu den Menschen; sie ist Begleitung und Überführung des Lebens weniger als in Glauben. Die Kirche provoziert Transformationsprozesse, „Entpuppungsvorgänge“. Sie lässt städtisches Leben im anderen und neuen Licht sehen. Am „Material“ städtischen Lebens stellt sie Glauben als Lebensentwurf dar. So transzendiert sie städtische Räume und Zeiten, Geschichten und Begebenheiten. Dabei sollte sie das stark plurale und ausdifferenzierte Leben des Städters im Zusammenhang darstellen und sichtbar werden lassen. Dieser Zusammenhang trägt dann bei zur Identitätsbildung des Städters und wird als Glauben tragfähig.

Sowohl in Bezug auf das Einzelleben als auch auf das Leben des gesamten Lebensraums „Stadt“/„Stadtteil“ wird so kirchliches Handeln zum Symbol für die Seele, die einzelne Seele und die Stadtseele, für den *genus loci*. Sie dient der Vergewisserung.

Fünf mögliche kirchliche Arbeitsformen (Strukturen) in der Stadt

1. Aus diesen drei Grundaufgaben oder Grundbewegungen von Kirche in der Stadt

könnten sich Arbeitsformen und dazugehörige Strukturen ergeben. Diese Arbeitsformen greifen die oben geschilderten Grundaufgaben auf und erläutern sie näher. Sie sind in jeder Arbeit, in jedem Selbstvollzug der Kirche wahrgenommen, sie sind nicht aufteilbar, etwa auf einen Prozess oder Zielkatalog. Diese Arbeitsformen entsprechen bewusst nicht den „traditionellen“ Arbeitsfeldern bzw. Aufgabe von Kirche, sondern werden in diesen verwirklicht und regen an, neue Vollzüge von Kirche zu wünschen. Strukturen sind dann dazu da, diese Arbeitsformen zu ermöglichen, ihnen die Rahmenbedingungen zu geben, damit sie lebendig sein können; da, wo sie es sind, sind es geistvolle Strukturen, wo sie es erschweren, herrscht ein Ungeist. Gebäude – deren Reduktion war und ist in Freiburg das große Thema – gehören zu den Strukturen und dienen den Arbeitsformen.

2. Zu möglichen Arbeitsformen abschließend ein paar Anregungen, die versuchen, oben entwickelten Grundgedanken umzusetzen. Am wichtigsten scheinen mir so zu nennende „intermateriale“ und provozierende Arbeitsformen zu sein. Bei diesen ginge es in darstellender und materieller Form, Städter zum „Transitus des Glaubens“ Anlass zu geben ja, zu verlocken. Es ginge um christliches Material, das öffentlich Gestalt gewinnt und symbolhaft, leibhaftig und das Vorfindlich transformierend zum Material wird, das Städter bewegt, zum Aneignen herausfordert und sie zu ihrer Glaubensantwort führt. Bewusst könnten „Heteropien“,

„Andersräume“, in denen das Abwegige und Übernützliche, der Mehrwert des Göttlichen erscheint, gestaltet werden, um mal verbergend, mal ans Licht zerrend Städter kreativ, ernstgenommen zur eigenen Konversion und Verwandlung ihres Lebensstil in einen christlichen anzuregen, ja zu provozieren.

3. Diesen vorgelagert bzw. mit ihnen einhergehend müssten grundlegend ästhetische Arbeitsformen etabliert werden, die die Wahrnehmung dessen, was sein könnte und noch nicht ist, was sich unter der Oberfläche als Tiefe verbirgt, was als fast unmerkliche, aber prägende Gedächtnisspur sich durch Städte zieht, fördern und herausfordern. An eine umfassende stadtkirchliche Wahrnehmungsschule wäre zu denken, die gegen das verstopfte Nicht-Wahrnehmen, gegen die Ästhetisierung der Oberfläche ein neues, sensibles, suchendes und Wahrnehmen und Wahrgenommensein ermöglicht.

4. Integrierende Arbeitsformen würden dazu bewusst das Passage-Wesen des Städters aufnehmen, statt ihn in Partikel und die Stadt in Milieus zerstreuen zu lassen, könnte man Arbeitsformen suchen, die verschränken, verknüpfend, integrativ, intermediär und sozusagen „über- und hinüberweisend“ arbeiten. Rote Fäden zu finden, ihnen Sprache und Form geben, sie für Städter biographisch (Biographie als Segensraum, Kasualpraxis) relevant zu machen und miteinander und mit dem roten Faden Christus zu verspinnen, wäre eine spannende Angelegenheit.

5. Schließlich wären für den Städter sensible Arbeitsformen passend, die einen Mix darstellen zwischen einer Fülle von verschiedenen Kontaktformen zu Kirche, von mobilen Arbeitsformen, die die Städter als „Vorübergehende“ ernst nehmen, bis zu Arbeitsformen, die ganz dezidiert Heimat und Verortung ermöglichen. Es könnte Arbeitsformen geben, die bewusst dem Städter seine Anonymität, Unverbindlichkeit und Fluchtmöglichkeiten lässt, aber auch solche, die ein hohes Maß an Intimität, Nähe und Identifikation bieten. Schließlich – dem Scheitern am auch erbarmungslosen Stadtleben Rechnung tragend – wäre an Arbeitsformen zu denken, die bewusst der Endlichkeit menschlichen Lebens Raum und Zeit geben, die von Grenzen reden, Brüche ansprechen und Scheitern begehnen.

Viele dieser Arbeitsformen lebt Kirche in der Stadt (und natürlich auch auf dem Dorf) schon. Es geht nicht darum alles neu zu erfinden, es geht darum die Perspektive anders zu wählen oder zu justieren. Kirche ist weder Institution noch Organisation, von beidem hat sie einiges und kann von beiden Gesellschaftsformen etwas lernen, aber darin aufgehen kann sie nicht. Kirche ist Leib Christi, eine Körpererfahrung, die aus Menschen Angenommene macht; eine Körpererfahrung, die in der Stadt eine andere ist, als auf dem Dorf, die es wahrzunehmen gilt, damit die Seele des Kirchenleibes erfahrbar bleibt.

■ *Jochen Kunath, Freiburg*

- 1 Der sehr lesenswerte EKD-Text „Gott in der Stadt – Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt“ (EKD-Texte 93, Hannover 2007) erschien leider, kurz nachdem ich meine „Standortbestimmung“ vornahm. Was mich bei meinen Überlegungen am stärksten angeregt hat, neben den einschlägigen Artikeln von A. Grözinger, den Milieus-Studien und den wunderbaren „Schöpfungsräumen“ von A. Steinmeier, war das Buch „Die Sprache der Stadt. Skizzen zur Großstadtkirche“, Leipzig 2004, von Wolfgang Grünberg, der auch bei dem oben erwähnten EKD-Text mitgearbeitet hat.
- 2 Ich verwende der Lesbarkeit wegen nur die männliche Form, meine aber auch die weibliche. „Städter“ dient hier ohnehin eher als ein Art „Arbeitsbegriff“, weil es den Städter oder die Städterin als Abstraktum so nicht gibt.

Kirche für die Stadt sein

Ein Kernpunkt der Stadtkirchenarbeit in Freiburg war, ein neues gemeinsames Haus der evangelischen Kirche zu finden. Am 21. Mai 2011 wurde dieses Haus, das den Praktischen Theologen Ernst Lange als Namenspatron bekam, eingeweiht. Der Dekan des Stadtkirchenbezirk Freiburg, Markus Engelhardt, lässt in seiner Eröffnungsrede bei der Einweihung kurz die Geschichte der Suche nach diesem Haus aufleuchten, macht das theologische Erbe Langes für die kirchliche Arbeit in der Stadt fruchtbar und skizziert Grundlinien einer Stadtkirche, die offen und sensibel da ist, wo in der „Welt“ das Leben spielt.

Was wie der Namenspatron dieses Hauses währte – nämlich *lange*, um nicht zu sagen eine halbe Ewigkeit, wird endlich gut. Wir alle, die wir über Jahre oder gar Jahrzehnte in der Goethestraße in protestantischer Bescheidenheit unser eher tristes Arbeitsdasein gefristet haben, atmen tief durch und auf. Was für ein „Paradigmenwechsel“ gegenüber vorher, hier in diesem tollen Haus arbeiten zu dürfen! Daß unsere alte, scheinbar nie enden wollende Beherbergung in der Goethestraße uns handfest und anschaulich die Vergänglichkeit alles Irdischen vor Augen geführt hat, weiß jeder, der in den letzten Jahren dort über die Schwelle treten musste. Was hat es in den letzten 10 bis 15 Jahren nicht alles gegeben an Ideen, Konzeptionen, Bau- und Finanzierungs-

plänen für ein neues, möglichst zentral gelegenes Haus der Evangelischen Kirche in Freiburg! Verbunden mit viel Auf und Ab an hochfliegenden Hoffnungen und herben Ernüchterungen. Ein wenig ist es uns da gegangen wie den Kindern Israel auf ihrem Weg durch die Wüste. Der war ja gefühlt auch ein nicht enden wollender. Und meinen beiden direkten Vorgängern Dr. Schächtele und Herrn Weißer mag es ähnlich wie Mose zumute gewesen sein: Sie haben – nein, nicht sterben müssen, sie sind zum Glück beide quicklebendig – aber eben ihr Dekansamt verlassen müssen, ohne das verheißene Land in Gestalt eines neuen Hauses erreicht zu haben.

Aber Gottseidank, Beharrlichkeit und langer Atem zahlen sich letztlich doch aus, bei uns sogar in deutlich weniger als 40 Jahren. Nun haben wir das Ziel endlich erreicht. Mit diesem Haus wollen wir auch sichtbar machen, was Kirche in einer Stadt wie der unseren ist und sein muß: nämlich mehr als die pure Summe von 21 Gemeinden bzw. Predigtbezirken, die mehr oder weniger für sich selbst existieren und irgendwo halt noch verwaltet werden müssen – sondern *Stadtkirche*, also Kirche in der und für die Stadt. Gerade für unsere Kirche, die, anders als die in dieser Hinsicht beneidenswerte katholische Kirche, einen Hang zum Kleinteiligen, Provinziellen hat und sich seit jeher über die Ortsgemeinde als quasi alleinige kirchliche Bezugsgröße definiert, ist dies ein wichtiger Lernprozeß. Ihn erfolgreich zu durchlaufen, dazu soll dieses Haus eine sichtbare Hilfe sein. Denn es

erinnert uns daran, was Kirche mehr ist als der Kirchturm vor Ort.

Unsere Stadt Freiburg kann, wie jede Stadt und sicher noch mehr als viele andere Städte, das begeisternde Erlebnis von menschlicher Nähe, Gemeinschaft und Attraktivität vermitteln. Nicht umsonst schneidet Freiburg bei Umfragen über die Lebenszufriedenheit von Stadtbewohnern regelmäßig ganz weit vorne ab. Wie jede Stadt kann die unsere den Menschen aber auch bedrohen. Inmitten flutenden Verkehrs auf den Straßen kann eine Wüste von Anonymität und Vereinsamung wachsen. Es gibt keine zweite Form sozialen Miteinanders, die in sich so widersprüchlich und schillernd ist wie die Großstadt. „Die Stadt als Versprechen und Verrat“: so hat es der bekannte amerikanische Theologe Harvey Cox einmal formuliert, der viel über Religion in der Stadt nachgedacht hat. Die Freiheit zur Individualität, ein besonderes Kennzeichen gerade von Freiburg, trägt zugleich die Möglichkeit des Verlorengehens in sich. Unsere Diakonie kann viele Lieder davon singen.

Früher hat die räumliche Mitte der Stadt mit *Rathaus, Marktplatz und Kirche* das Ineinander von Christengemeinde und Bürgergemeinde dargestellt. Diese Einheit gibt es heute nicht mehr, was kein Schade ist. Und dennoch ist es schön, daß Kirche und Markt bei uns mit dem Münster und dem Marktplatz, auf dem es steht, immer noch ein stummer Fingerzeig sind, was die Stadt früher zusammengehalten hat und unterschwellig auch

heute noch zusammengehört. Aber eben, diese Bezogenheit von Kirche und Welt ist in der Stadt heute anders als im ländlichen Raum gar nicht mehr selbstverständlich. Lange haben wir das wohl viel zu wenig wahrgenommen. Mit der klassischen Parochie, also der durch einen begrenzten Raum definierten Gemeinde, wurde das dörfliche Modell von Kirche quasi 1:1 in den Kontext der Stadt übertragen. Kirche, Pfarrhaus und das dazugehörige Gemeindehaus repräsentieren zusammen mit dem Pfarrer die Kirche vor Ort als überschaubare Gemeinde. Die Stärke dieses Modells ist und bleibt auch heute noch die Nähe und Beheimatung, die Verwurzelung im überschaubaren Nahbereich. Auf diese Stärke hat unsere Kirche landauf, landab gesetzt in den letzten 50 Jahren. Indem man, verlockt durch die scheinbar verlässlich wie das Manna vom Himmel regnenden Kirchensteuermittel, Kirchen und Gemeindezentren noch und nöcher gebaut hat. Besonders hier in Freiburg, wo die Zahl der Evangelischen in der Nachkriegszeit enorm angestiegen ist. Das Problem ist nur, daß wir geglaubt haben, der Mannaregen werde wie bei den Kindern Israel nie aufhören. Die Folgen dieser Fehleinschätzung machen uns seit Jahren jede Menge Mühe und Arbeit.

Erst diese krisenhafte Entwicklung hat uns die Augen dafür geöffnet, daß die genannte Stärke der Ortsgemeinde zugleich auch ihre Schwäche ist. Unsere Stadtsynode hat sich entschieden, dieses Haus nach dem bedeutenden Theologen und Kirchenreformer *Ernst Lange*

(1927–1974) zu benennen, dessen Schriften aus den 60er, 70er Jahren des letzten Jahrhunderts sich im Licht unserer heutigen Situation faszinierend, fast prophetisch lesen. Vor 50 Jahren hat Ernst Lange geschrieben: *„Der sich beschleunigende Prozeß gesellschaftlicher Mobilisierung, Spezialisierung und Konzentration hat die klassische Anpassung der Kirche an die stabile vorindustrielle Gesellschaft, die Ortsgemeinde mit ihren Einrichtungen, problematisch und überholungsbedürftig gemacht. Wesentliche Lebensfunktionen der Menschen in der Stadt liegen völlig außerhalb der alten ortsgemeindlichen Institutionen und Wirkweisen.“* Lange griff damit die Realität auf, daß Menschen in der Stadt in vielfältigen Bezügen leben, die weiter reichen als in das direkte Wohnumfeld. Stadtmenschen suchen sich je nach Anlaß und Ziel ihre Bezugspunkte. So ist es in der Stadt längst normal, daß man sich anderswohin „umpfarrten“ läßt, wenn man sich aus welchen Gründen auch immer in der Ortsgemeinde, zu der man wohnmässig eigentlich „gehört“, nicht mehr wohlfühlt.

Seit einiger Zeit hat man in unserer Evangelischen Kirche erkannt, daß wir aus diesen Veränderungen Konsequenzen ziehen müssen, was die Gestalt angeht, in der wir Kirche in der Stadt sind. Dafür steht der wesentlich von Altbischof Wolfgang Huber angestoßene EKD-weite Reformprozeß unter dem Stichwort *„Kirche der Freiheit“*. Er betrifft, wie auch wir in Freiburg zu lernen hatten, nicht nur die Zusammenführung von Gemeinden, die Gebäudekonzentration etc. Sondern

er führt zur Erkenntnis, daß die Parochie ergänzt werden muß durch andere kirchliche Dienste und Räume, die nicht wie die Gemeinde generalistisch ausgerichtet sind, sich also an alle richten mit Angeboten von der Wiege bis zur Bahre, sondern bestimmte Milieus oder gesellschaftliche Gruppen in den Blick nehmen, die in der Regel wenig im Fokus kirchlicher Aufmerksamkeit sind. Die Einzelgänger, Flaneure, ausgeprägten Individualisten, die es speziell in Freiburg zuhauf gibt, wollen und sollen genauso ernst genommen werden. Auch wenn sie sich nicht in die hohe Verbindlichkeit des Beziehungslebens einer Ortsgemeinde einpassen wollen.

Deshalb ist es gut, daß wir mit diesem neuen Haus, zwar nicht mitten in der City, aber immerhin noch relativ innenstadtnah gelegen, die Chance haben, ein Leuchtfeuer zu entzünden, das die Marke „evangelisch in Freiburg“ weiter profiliert. So daß die inflationäre Wendung vom „Schatten des Münsters“, in dem uns zu bewegen wir Freiburger Protestanten vermeintlich schicksalhaft verurteilt sind, irgendwann endlich aus unserem Sprachschatz verschwindet. Ich bin überzeugt: die Kirche des 21. Jahrhunderts muss öffentlich sein, oder sie wird irgendwann nicht mehr sein. Sie muß da sein, wo in der „Welt“ das Leben spielt, mit all seiner Schönheit und seinem Elend. Wir sehen es in der Christentums-geschichte von Anfang an, schon rein geographisch: die Grundbewegung des Christentums geht von innen nach außen, von Jerusalem bis an die Enden der

Welt. So hat es der Auferstandene als sein irdisches Vermächtnis seinen Jüngern hinterlassen: „... und machet zu Jüngern alle Völker“. Die Kirche ist keine geschlossene Gesellschaft, keine Trutzburg, sondern das „Offene Haus“ schlechthin, ein Haus für alle. Über ihrer Pforte steht nicht: „Vorsicht, bissiger Hund!“, sondern „Herzlich Willkommen!“ Auch dafür steht das Lichte, Helle, die Transparenz, die dieses Haus schon von seiner Architektur her ausstrahlt.

Aber nun muß ich noch ein wenig auf den Namenspatron dieses Hauses zu sprechen kommen. Ernst Lange – wer war er eigentlich? Etwas pointiert mag man ihn mit zwei Stichworten charakterisieren: er war ein kirchlich-theologisches *Wunderkind*, früh vollendet gewissermaßen und doch zeitlebens „unfertig“ und voller Unruhe auf dem Weg zu neuen Erkenntnissen. Mit allen Begleiterscheinungen an hohen Begabungen und auch Gefährdungen, die Wunderkindern oft eigen sind. Und er war ein *Prophet*, der im eigenen Land vielleicht nicht nichts, aber doch wenig galt. Beides übrigens teilt er auf frappierende Weise mit Dietrich Bonhoeffer – den die Zeitläufte und sein Schicksal als Märtyrer freilich „unsterblich“ gemacht haben, während Ernst Lange heute nur noch kirchlichen Insidern ein Begriff ist.

1927 in München in ein bildungsbürgerliches Professorenhaus hineingeboren, verlor Ernst Lange als Achtjähriger seine Mutter, die als Jüdin, zur Scheidung von ihrem Mann gezwungen, in Nazi-Deutschland für sich keine Perspektive mehr sah

und sich das Leben nahm. Diese Erfahrung hat sich ihm für sein ganzes Leben eingegraben. Immer wieder von Phasen schwerer Depressionen gequält, sah er sich 1974 am Ende seiner Kräfte und Hoffnungen und wählte den Weg der Mutter. Dazwischen lag ein 47 Jahre währendes Leben voller Dynamik und Erschöpfung, Kreativität und Lähmung. Gewissermaßen kann man sagen, dass sich in Ernst Lange als Person verdichtet, was typisch für das Protestantische ist, und dessen Stärke und Schwäche zugleich. Nämlich eine ausgeprägte Sensibilität für die Welt, für die Zeitläufe – also das, was in der theologischen Sprache das „prophetische Amt“ der Kirche genannt wird und wofür exemplarisch etwa die Evangelischen Kirchentage stehen. Dauernd sensibel für die umgebende Welt zu sein, immer die Antennen ausgefahren haben, das ist freilich anstrengend. Wir Protestanten sind gewissermaßen die Unruhestifter, die Anstrebenden unter den christlichen Konfessionen. Und manchmal überanstrengen wir uns und einander auch.

So auch Ernst Lange. Seine Überwachtheit und Kreativität hatte die Kehrseite einer immer wieder kehrenden Selbstüberforderung. So hat er in unterschiedlichsten Arbeitsfeldern gewirkt, aber nirgendwo sehr lange, immer wieder trieb ihn sein unruhiger Geist zu neuen Aktivitäten. Und doch ergeben die verschiedenen Stationen seines beruflichen Wegs in der Kirche auf eigentümliche Weise ein Ganzes. Ernst Lange war bedeutend vor allem in dreierlei Hinsicht: als Vordenker einer Kirchenreform – als theologischer Lehrer –

als Ökumeniker. Alles drei spiegelt sich in markanten Arbeitsfeldern, auf denen Lange gewirkt hat und die auf je ihre Art alleamt „typisch protestantisch“ sind.

- *Kirchenreformer* war er v. a. in den frühen 60er Jahren als Pfarrer in Berlin. Er gründete die berühmte „Ladenkirche am Brunsbütteler Damm“ in Spandau – eine neue Gemeinde ohne Kirchenbau, die sich in den Räumen einer leer stehenden Bäckerei versammelte und ganz neue, heute würde man sagen „niedrigschwellige“ Formen der Gemeindegemeinschaft erprobte. Damals war das visionär und umstritten; heute gibt es in etlichen Großstädten ähnliche Modelle, die von diesem berühmten Experiment inspiriert sind. Hier in Freiburg hatten wir vor Jahren im Rieselfeld und heute im Vauban eine sehr ähnliche Situation. Wie immer man dazu stehen mag – diese Form der gemeindlichen Arbeit hat Kirche und Welt durchlässiger füreinander gemacht.

- *Theologischer Lehrer* war Ernst Lange im Anschluß an die Jahre als Gemeindepastor. Er wurde Professor für Praktische Theologie in Berlin. Bedeutsam und bis heute noch nicht ausgeschöpft sind seine Impulse für die Predigtlehre. Hier hat Lange tiefgreifende Umbrüche eingeleitet, weg von dem bis dahin vorherrschenden Bild von Predigt als autoritative, „kerygmatische“ Rede von oben nach unten, die einfach einen Bibeltext auslegt, ohne diesen näher auf die Lebenswirklichkeit der Predigthörer zu beziehen. Das hat sich mit Ernst Lange grundlegend geändert. Der Hörer und seine Situation werden ein neu-

es, eigenes Thema des theologischen Nachdenkens. Das hat der kirchlichen Rede von Gott gut getan.

- Und last not least Ernst Langes Bedeutung als großer, visionärer *Ökumeniker*. Ende der 60er Jahre ging er als beigeordneter Generalsekretär des Weltkirchenrats nach Genf. Auch da ist er in vielem seiner Zeit weit voraus gewesen. Die abgehobene Ökumene der Professorenkommissionen, in denen die immer gleichen und ewig strittigen dogmatischen Differenzen behandelt werden und der Fortschritt allenfalls eine Schnecke ist, war für ihn ein Luxus. Die Christenheit kann ihn sich nicht mehr leisten angesichts der Wucht der Säkularisierung in einer westlichen Welt, die sich so einrichtet, als gebe es Gott nicht. Der „Konziliare Prozeß für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“, der vom Weltrat der Kirchen Ende der 1980er Jahre in Gang gebracht wurde, ist eine späte Frucht dessen, wofür Lange in der Ökumene unermüdlich gestritten hat. Lange war überzeugt: die Christenheit findet in der Welt nur noch Gehör, wenn sie mit einer und einiger Stimme spricht. Für ihn war klar: die Kirche des 21. Jahrhunderts muß ökumenisch sein, oder sie wird nicht mehr sein. Von ihm stammt der oft zitierte Satz: Die Ökumene ist der Ernstfall des Glaubens. Für die Wahrheit dieses Satzes versuchen wir auch hier in Freiburg einzustehen, so gut es geht in einer gegenüber Ernst Langes Zeit stark abgekühlten ökumenischen Großwetterlage. Gottseidank weht in unserer Stadt immer noch ein angenehmer, sanfter öku-

menischer Wind. Er soll und wird auch dieses Haus immer wieder erfrischen.

Kirchenreform: ecclesia semper reformanda, die Kirche ist kein Selbstzweck, sondern verweist auf Jesus Christus, der nicht in ihr aufgeht. – *Theologische Lehre* von der Predigt: wir sind und bleiben „Kirche des Wortes“. – *Ökumene*: wir sind als Kirche nicht identisch mit Jesus Christus, sondern verstehen uns als mit den anderen Kirchen gemeinsam um seine Wahrheit kreisend und von ihm her Licht empfangend. So zeigt sich, dass Ernst Lange nicht nur als Person, sondern auch in seiner theologischen Existenz protestantisch durch und durch gewesen ist. Das ist für uns in Freiburg Herausforderung und auch Verpflichtung.

So wollen wir unter diesem Dach mit heißem Herzen, also durchaus visionär, und zugleich kühlem Verstand, also mit protestantischer Nüchternheit miteinander dieser, unserer Stadt Freiburg Bestes suchen. Ernst Lange sagte gern: „Gott ist immer wieder für Überraschungen gut!“ Lassen wir uns in und mit unserem neuen Haus auf diesen überraschenden Gott ein.

■ *Markus Engelhardt, Freiburg*

StadtMenschGott – ökumenische Citypastoral Konstanz

Die Leiterin des Citypastorals, Susanne Strobel-Seiler, und des Kuratoriumsmitglieds der evang. Kirchengemeinde, Andreas Stechbart, stellen das ökumenische Citypastoral Konstanz, seine Entstehung und seine Arbeitsschwerpunkte vor.

Kirche in der Stadt. So wie sich die Städte im Laufe der Jahrhunderte verändert haben, so hat sich auch Kirche in der Stadt verändert. In den letzten etwa 60 Jahren sind die Städte in der Regel gewachsen. Neue Stadtteile wurden erschlossen, Kirchen in diesen Stadtteilen gebaut.

Städte, zumal solche wie Konstanz, für Touristen und Einkaufende Ziel ihrer kleinen und großen „Reisen“, haben einen neu einen modernen „Marktcharakter“ angenommen: kulturelle und kommerzielle Reize wurden neu geschaffen, ziehen Menschen in die Innenstädte.

Die Kirchen versuchen darauf zu antworten: lehnten sich früher oft Märkte an die großen Kathedralen an, so geht Kirche heute ganz bewusst seelsorgerlich und mit Verkündigung in die „Marktzentren“. Zielgruppe dieser Citypastoral sind Menschen „im Vorbeigehen“.

Diesen Vorbeigehenden soll ein Angebot zur Wahrnehmung von Glauben und Kirche gemacht werden. Vor mehr als sieben Jahren entstand sowohl auf katholischer als auch auf evangelischer Seite

die Idee, über Citypastoral, Citykirche in Konstanz nachzudenken. Sehr schnell wurden die beiden Ansätze zusammengebracht und zunächst in einem „Provisorium“ ansatzweise umgesetzt. Die römisch-katholische Kirche plante als großes Projekt die Renovierung und Neugestaltung der 900 Jahre alten Dreifaltigkeitskirche, die mitten in der (Einkaufs-) Stadt gelegen ist.

Die Pläne schlugen eine Realisierung auch eines Bereiches für Citypastoral vor und wurden entsprechend umgesetzt. Im Juni 2006 wurde die neu gestaltete Kirche wieder eingeweiht und die ökumenische Citypastoral nahm dort ihre Arbeit in erweitertem Rahmen auf. Getragen wird die Arbeit ideell von einem Kuratorium, das aus dem römisch-katholischen Stadtdekan, einem Vertreter der Evangelischen Kirchengemeinde Konstanz und einem Vertreter der ACK besteht. Die römisch-katholische Kirche stellt den Raum und eine halbe Stelle als hauptamtliche Leitung der Citypastoral. Die Evangelische Kirchengemeinde Konstanz beteiligt sich zu einem Drittel an den Sachkosten.

Die Arbeit wird neben der hauptamtlichen Mitarbeiterin durch ehrenamtlich Mitarbeitende aus überwiegend der römisch-katholischen und der evangelischen Kirche getragen. Durch die Grenzlage zur Schweizer Nachbarstadt Kreuzlingen arbeiten auch Christinnen und Christen aus der Schweiz mit.

Schwerpunkte der Arbeit sind:

- Gesprächsangebot im Kirchenladen montags bis freitags 16–18 Uhr.

- Spirituelle Angebote in Form einer ökumenischen Andacht an jedem Mittwoch, dem „Impulsangebot“ 5 nach 12, verschiedensten, überwiegend ökumenischen Gottesdienstangeboten, beispielsweise für Menschen in Trennung, Trauernde, Tanzgottesdiensten und ähnlichem.
- Einem kulturellen Programm in der Fasten-/Passionszeit mit einer Kunstausstellung, musikalischen und anderen Begleitveranstaltungen.
- Weiteren Veranstaltungen zu besonderen Anlässen (so findet zum 5-jährigen Bestehen ein Maskentheater „Damm und Hern – und der Himmel auf Erden in der Dreifaltigkeitskirche statt).
- Mystik im Alltag – ein Vortrag und drei Lektüreabende, bei denen aus dem Werk der Mystikerin/des Mystikers, der/die im Vortrag vorgestellt wurde, gelesen wird.
- In der Reihe Grenzgänge: Kooperationsveranstaltungen mit den kath. und ev. Pfarreien in Kreuzlingen/Schweiz.

Für neue und bereits erfahrene Mitarbeitende finden Aus- und Fortbildungen speziell für das Gesprächsangebot statt. In der Regel nimmt die ökumenische Citypastoral an den Treffen des ökumenischen „Netzwerks Citykirchen“ teil (www.citykirchenprojekte.de).

Immer wieder geht es in der Arbeit der ökumenischen Citypastoral Konstanz um die Frage, wie leben Menschen in der Stadt, wie wirkt die Stadt auf sie und wo sind Orte und Begegnungen, in und bei denen Gott erfahrbar werden kann.

Menschen aus verschiedenen Konfessionen, aus Konstanz und der Schweizer Nachbarschaft tragen diesen Weg, die Beziehung „StadtMenschGott“ erfahrbar zu machen.

Citypastoral Konstanz
 Sigismundstr. 17
 78462 Konstanz
 Tel.: 07531/23952
info@citypastoral-konstanz.de
www.citypastoral-konstanz.de

■ *Susanne Strobel-Seiler und
 Andreas Stechbart, Konstanz*

Multikulturelle Kirche

Vielen Dank für den informativen Artikel „Vielfalt als Chance.“ (Pfarrvereinsblatt Nr. 6/2011)

Gerne würde ich einen Aspekt dieser Thematik noch stärker betonen.

Es wird darüber differenziert und sensibel nachgedacht, wie die multikulturelle Vielfalt als Chance erlebt werden kann. Es ist klar: „Das Miteinander mit Menschen anderer Herkunft, Sprache und Religion wird für die Kirche in den kommenden Jahren ein wesentliches Thema kirchlicher und diakonischer Handlungsfelder sein“ (Zitat)

Das ist klasse, ich möchte aber noch mehr. Ich möchte eine Kirche, die nicht nur multikulturell miteinander zusammenlebt, sondern multikulturell ist.

Das ist mir wichtig: Es geht nicht nur um das Handeln, sondern auch um das Sein von Kirche.

1. Die Betroffenheitsperspektive: Ganz einfach: Ich bin schon da. Ich bin Hauptamtliche mit Migrationshintergrund, das empfinde ich als Chance, Bereicherung und zwingt mich von Anfang an, interkulturell zu leben mit den schönen und auch herausfordernden Seiten dieser Existenz.

2. Die historische Perspektive: Historisch ist die badische Landeskirche eine Kirche, die durch Einwanderung von Hugenotten und Russlanddeutschen und anderen multikulturell mitgeprägt ist.

3. Die aktuelle Perspektive: Schau ich in mein schönes Dorf, dann gibt es natürlich eine vorherrschende Kultur, aber auch multikulturelle Mitprägungen. Der

Organist ist Schwede, viele Hugenotten haben hier ihre Heimat gefunden, und nach dem Eisenbahnbau am Anfang des letzten Jahrhunderts sind italienische Arbeiter hier hängengeblieben.

In einer „celebration of diversity“ möchte ich in meiner Kirche diese Vielfalt leben. Entdecken wir in unserer Kirche die Vielfalt der Kulturen, dann heißen wir verschiedene Kulturen in unserer Mitte willkommen und erleichtern es weiteren kulturellen Prägungen, sich bei uns zu Hause zu fühlen.

■ *Annemarie Czetsch, Wiesloch*

Suche nach Studierenden aus dem Jahr 1945 in Heidelberg – Ein Aufruf

Am Karfreitag 1945 zogen amerikanische Soldaten in Heidelberg ein und schlossen sofort alle Schulen, einschließlich die Ruprecht-Karls-Universität. Es sollte, bis die Entnazifizierung vollzogen werden konnte, nicht mehr gelehrt werden. Doch Pfarrer i. R. Hermann Maas (bis 1943 Pfarrer der Heiliggeistkirche), der auf der sogenannten „weißen Liste“ der Amerikaner stand, konnte etwas fertig bringen, das anderen unmöglich bleiben musste. Dank seines Rufes als Antifaschist und Freund der Verfolgten, und wegen seiner Beziehungen zu Führern der Ökumene in ganz Europa, durfte Pfarrer Maas drei Mitglieder der theologischen Fakultät in die Sakristei der Johanneskirche (Heidelberg-Neuenheim) berufen, wo sie den ganzen Sommer hindurch etwa 60 Studierenden theologischen Unterricht erteilten. Dabei waren zuerst Prof. Martin Dibelius, Prof. Gustav Hölscher und Prof. Renatus Hupfeld; Prof. Hans Freiherr von Campenhausen kam später, Anfang Juni dazu. So haben Maas und die evangelische Fakultät die Universität Heidelberg einigermaßen offen gehalten. „Semper apertus“ heisst ja das Motto der Ruperto Carola.

Wir wissen, wer die Lehrer waren. Wir wissen noch nicht, wer die Studierenden waren. Deswegen der herzliche Aufruf: Wer studierte im Sommersemester 1945 zu den Füßen Professoren Hans Freiherr von Campenhausen, Martin Dibelius, Gus-

tav Hölscher, Renatus Hupfeld und Pfarrer Hermann Maas in der Sakristei der Johanneskirche in Heidelberg-Neuenheim? Ein amerikanischer Forscher schreibt über Pfarrer Maas und die Wiedereröffnung der Universität Heidelberg. Schreiben Sie bitte an Herrn Prof. Theodore N. Thomas: tnthomas@milligan.edu
■ *Ted Thomas, Milligan College, PO Box 500, Tennessee 37682, USA*

„Oh Strasbourg, oh Strasbourg, Du...“

Verehrte Damen und Herren,
Ihre Einladung ist mir Anlaß, zunächst Einiges zu meiner Person zu erwähnen: Ich bin, vor dem Krieg, in Straßburg geboren und habe im Elsaß die französische Schule besucht. Meine Frau ist ebenfalls Elsässerin. Unsere Muttersprache ist, wie das vor 1945 bei fast allen Elsässern der Fall war, Elsässerdeutsch/Deutsch. Alle unsere Verwandten leben noch heute im Elsaß. Der Krieg und seine Folgen haben dazu geführt, dass ich jetzt in Baden lebe und hier Pfarrer geworden bin.

Und nun lädt der Evangelische Pfarrverein Badens seine Mitglieder ein: zum jährlichen Pfarrvereinstreffen, diesmal ins Elsaß. Dort trifft man sich mit den Elsässern und Lothringern nachbarschaftlicherweise und christlich=kirchlicherweise zum erstenmal seit Bestehen des Badischen Pfarrvereins (zum 119. Tag – es sind ja seit Kriegsende 1945 noch nicht einmal 70 Jahre vergangen): „**in Strasbourg**“.

Von Kindheit auf ist mir das Lied vertraut: „Oh Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt ...“

Nun werde ich es wohl im Oktober 2011 mit meinen badischen Vereinsbrüdern und meinen badischen Vereinsschwestern im Elsaß singen: „**Oh Strasbourg, o Strasbourg, du ...**“

Winston Churchill hat einmal von den Deutschen gesagt: „*Man hat sie entweder an der Gurgel oder an den Füßen.*“

Die Gurgel wird es diesmal wohl nicht sein: mit dem evangelischen Pfarrverein aus Baden ...

Seit vielen Jahren bin ich Mitglied des badischen Pfarrvereins, dem ich viel Angenehmes verdanke und den ich hiermit brüderlicherweise herzlich grüße.

■ *Ernst Cleiß, Oberkirch*

Studierende Kinder

... können sich bei Studienbeginn von der studentischen Versicherungspflicht freistellen lassen. Dies macht man bei der AOK des Studien- oder Wohnortes (oder, falls der Studierende schon bei einer gesetzlichen Krankenkasse versichert war, dort), mit dem Hinweis, dass Vater (Mutter) verbeamtet ist. Die Freistellung gilt für die gesamte Dauer des Studiums so lange, wie Kindergeld gezahlt wird, also max. bis zum **25. Lebensjahr** (zuzügl. evtl. Wehr-/Zivildienstzeit). Beachten Sie die Übergangsregelung für im SS 2006 oder WS 2006/2007 eingeschriebene Studenten, siehe Pfarrvereinsblatt 10/2008, S. 260.

Bei Studienabbruch oder Zeitüberschreitung muss sich der Student selbst weiterversichern. Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle vorher um Rat fragen, ob noch Beihilfefähigkeit besteht und wie lange. Die Gewährungsfristen werden in bestimmten Fällen nach Beendigung des Studiums bis Jahresende verlängert.

Auch die Familienfürsorge berät in Fragen der privaten Krankenversicherung nach dem Studium. Dort besteht eine Optionsversicherung, die es studierenden Kindern von Mitgliedern des Pfarrvereins ermöglicht, bei Verlust ihres Beihilfeanspruchs aus Altersgründen, sich günstiger zu versichern.

Beihilfeberechtigte Kinder werden von uns in der Krankenhilfe mitberücksichtigt. Auch die beihilfeberechtigten Angehörigen sollten wissen, dass bei Arzt/Zahnarztbesuch, Krankenhausbehandlung usw. angegeben werden soll: beihilfeberechtigter und Selbstzahler.

Gerhard Bechtel, Prälat i. R.

* 21.5.1931 † 12.6.2011

*Traueransprache über Philipper 4, 4–7
18. Juni 2011 Peterskirche Heidelberg*

Liebe Gemeinde!

Drei Tage vor seinem Tod haben wir Prälat Bechtel im Hauskreis in Wiesenschbach erlebt. Er leitete ruhig die lebhaftige Diskussion. Einer aus der Runde hatte ihm zu Beginn zum 80. Geburtstag gratuliert, den er vor Kurzem gefeiert hat. Ihm wurde versichert, wie dankbar sie für seine theologischen Impulse und für seine menschlich-vornehme Grundhaltung seien. Drei Tage später, am Pfingstsonntag, starb er nach dem Gottesdienst auf dem Weg nach Hause. Als wir davon hörten, hat es uns die Sprache verschlagen. Was sollen wir, was können wir jetzt sagen? Noch einmal erweist uns der Verstorbene einen letzten Dienst, indem er uns auf einen Bibeltext hinweist, der uns Trost geben kann. Am Pfingstmontag sollte Prälat Bechtel den Gottesdienst auf dem Dilsberg halten. Die Predigt lag vorbereitet auf dem Schreibtisch. Thema: Vom Danken und vom Nichtsorgen. Als Text hatte er dazu die Verse aus dem Philipperbrief ausgesucht. Es ist einer der großen Texte der Bibel. Wir brauchen Verstehenshilfe. Neben den Kommentaren gibt es manchmal die leibhaftige Exegese durch das Leben eines Menschen. Gerhard Bechtel mit allem, was er gewesen ist, hilft uns in dieser schweren Stunde des Abschieds, unsere Stummheit zu überwinden und diesen Bibeltext zu verstehen und zu uns sprechen zu lassen.

„Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch!“ Wie kann uns jetzt nach Sichfreuen zumute sein? Muss diese Aufforderung nicht abprallen an dem schlimmen Geschehen, dass Ihnen, liebe Frau Bechtel, Ihr Mann und Ihnen, den Kindern und Enkelkindern, der Vater und Großvater genommen wurde, ohne dass Sie von ihm Abschied nehmen konnten? Sterben und Tod können ganz bitter sein. Das weiß auch der Apostel Paulus. Was wir von ihm hier lesen, ist nicht leicht dahingeschrieben. Er sitzt im Gefängnis. Er muss mit dem Schlimmsten rechnen und hat sich auch schon mit dem eigenen Sterben vertraut gemacht. Und trotzdem: Paulus spürt bei aller Ausgesetztheit seiner Existenz, bei dem Schmerz, nicht in Philippi, der geliebten Gemeinde, sein zu können, bei seinem Kummer über die Zerstrittenheit in der Gemeinde eine von Jesus Christus gegebene innere Gewissheit, ein Gehaltenwerden. Daher kann Paulus der Gemeinde in Philippi schreiben: Freuet euch in dem Herrn! Ihr habt durch eure Zugehörigkeit zu Jesus Christus Boden unter den Füßen und eine letzte innere Unverletzlichkeit. Ihr seid getrösteter, als Ihr im Augenblick empfinden mögt.

Mit dem Stichwort Trost sind wir nahe bei unserem Verstorbenen. Das Prälatenamt ist in besonderer Weise ein Trostamt. Was Trost bedeutet – angesichts der Trostlosigkeit der Welt und unserer eigenen Zerrissenheit, angesichts dessen, was wir in unserem Dienst schuldig bleiben und was bei kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern immer wieder zu Lebenskrisen führt – was angesichts

dessen Trost bedeutet, haben die Reformatoren am Evangelium neu entdeckt. Gerhard Bechtel ist besonders bei Martin Bucer und Philipp Melanchthon in die Schule gegangen. Und hat bei ihnen gelernt: Jesus Christus ist der einzige Trost im Leben und im Sterben.

Wer solchen Trost erfährt, kann dankbar sein: Dankbar für Ihre Ehe, liebe Frau Bechtel, für die gemeinsame Freude z. B. beim Singen, das Sie zusammengeführt hat; dankbar für die gegenseitige Verlässlichkeit in schwierigen Situationen. Dankbar dafür, dass Sie, die Kinder, Ihren Vater, wie einer von Ihnen sagte, als Fels, als Ruhepol in stürmischen Augenblicken erlebt haben.

Dass ich von Dankbarkeit spreche, kommt nicht von ungefähr. Paulus spricht in unserem Text davon, und im Leben von Prälat Bechtel war Dankbarkeit der *cantus firmus*. Seit 1981 war er im Vorstand des Diakonissenmutterhauses Frankenstein in Wertheim, über Jahre hin war er der Vorsitzende. Die Frankensteiner Diakonissen hatten in Wertheim nach ihrer Vertreibung aus Schlesien eine neue Heimat gefunden. Es gibt einen sehr schönen Beitrag von Gerhard Bechtel: „Erlebte Schwesternschaft“. Er erzählt, was er den Schwestern verdankt. Er habe für sich und seine Familie deren Devise übernommen: „Mit dem Jammern fangen wir gleich gar nicht erst an“. Er und die Familie seien gut dabei gefahren. Die Schwestern – so schreibt er – „sind tief dankbar“. Ihr Segen habe ihn begleitet, wenn er in den Gemeinden unterwegs war. Dankbarkeit für sein Leben empfinden wir alle heute beim Abschiednehmen: Die

Familie, die Kirchengemeinden, die Landeskirche, die Rotarier aus Mannheim, der Hauskreis, die Singgemeinschaft, der Bläserkreis.

„Der Herr ist nahe“. Können wir das heute einfach nachsprechen? Wir stehen nicht nur in den Städten, sondern auch auf unseren Dörfern unter einem ungeheuren Säkularisierungsschub, der es schwer macht, Gottes Nähe zu spüren und von Gottes Gegenwart in unserer Welt überzeugt zu sein. Das ist unsere Bedrängnis und Anfechtung, gerade auch in der Kirche. Gerhard Bechtel hat dies unruhig gemacht, er ist nicht zur Tagesordnung übergegangen. Er war vielseitig engagiert. Ihn ließ die Frage nicht los: Wo war Gottes Nähe für die Juden, als sie auch in unserer Kirche keinen Schutz fanden? Er hat daher maßgeblich im Arbeitskreis Christen und Juden mitgearbeitet. Wo ist Gott in unserer Welt, die so verschwenderisch mit den natürlichen Ressourcen umgeht? Das hat ihn zur Mitarbeit im Umweltrat der Landeskirche veranlasst. Wo ist Gott angesichts der Friedlosigkeit der Welt? Bis zuletzt hat Gerhard Bechtel im Forum Friedensethik mitgearbeitet. Es hat ihn umgetrieben, Gottes Nähe zu suchen und für Gottes Sache einzutreten in einer im gesamten Denk- und Lebensstil immer gottloser werdenden Welt. Er fragte und suchte und konzentrierte sich dabei auf ihm wichtig gewordene theologische Themen. So hielt er wiederholt Pfarrkollegs, auf denen mit Prof. Gerhard Ebeling dessen dreibändige Dogmatik studiert und manchmal bis in spät Abendstunden diskutiert wurde. Dabei ist deut-

lich geworden, dass wir, zumal in unserer hochkomplexen Welt, Gottes Nähe auch mit der Strenge des Gedankens suchen müssen. „Der Herr ist nahe!“ Dieses Bekenntnis nicht an einen platten, alltäglich gewordenen Atheismus preiszugeben und nicht aufzugeben, der Nähe Gottes in unserer Welt auf die Spur zu kommen und von daher Lebenszuversicht zu gewinnen und weiterzugeben – das soll uns Vermächtnis des Verstorbenen sein. Dass er jetzt in der Ewigkeit Gottes Nähe auf eine uns unvorstellbare und unmittelbare Weise erfährt, dass ihm Barmherzigkeit widerfährt angesichts dessen, was er schuldig geblieben ist, das ist Christenhoffnung.

„Eure Güte lasst kund sein allen Menschen!“ Da steht er wieder vor uns. Denn gütig war Gerhard Bechtel. Im Griechischen lesen wir für „Güte“ ein Wort aus der profanen Umgangssprache. Gemeint ist die noble Tugend eines Regenten, trotz seiner Machtfülle sich zurücknehmen zu können. Es gibt eine protestantische Rechthaberei im Behaupten der eigenen Position nach der Melodie: Hier stehe ich, ich kann – ich will! – nicht anders. Gerhard Bechtel war ganz gewiss entschieden. Dabei hielt er aber Maß und setzte alles dran, auch denen gerecht zu werden, deren Meinung er nicht teilte. Am Pfingstsonntag starb er auf dem Heimweg vom Gottesdienst. Dort war als Schlusslied der Choral gesungen: „Komm, o komm, du Geist des Lebens“. Die letzte Strophe des Liedes war die letzte Strophe, die Gerhard Bechtel in seinem Leben gesungen hat:

*Wenn wir endlich sollen sterben,
so versichre uns je mehr,
als des Himmelreiches Erben
jener Herrlichkeit und Ehr,
die uns unser Gott erkiest
und nicht auszusprechen ist.
Amen.*

■ Klaus Engelhardt, Karlsruhe

Theophil Enderes, Pfarrer i. R.

* 10.4.1927 † 01.05.2011

*Traueransprache über Johannes 15,5
5.5.2011 in Meckesheim*

Liebe Trauergemeinde,
Liebe Angehörigen, liebe Frau Enderes!
Sie, Frau Enderes, hatten mir erzählt,
wie gern ihr Mann gesungen hat. In der
Thomasgemeinde in Rastatt, seiner
zweiten Gemeinde als Pfarrer, hat er ei-
nen Posaunenchor und einen Kirchen-
chor gegründet und selber geleitet. Hier
in Meckesheim hat er lange im Kirchen-
chor mitgesungen. Nicht nur Gottes
Wort, sondern auch Musik gehörte zu
seinem Leben. Lieder des Glaubens
prägten es. Bis zum Schluss, als er ster-
benskrank im Bett lag, hatte er nicht nur
Worte und Gebete auf den Lippen, son-
dern auch Lieder. Deswegen möchte ich
in meiner Ansprache nicht nur eigene
Worte formulieren, sondern in und mit
Liedversen Stationen seines Lebens
noch einmal Revue passieren lassen.

Unser Leben beginnt nicht, weil wir es
wollen, oder unsere Eltern es wollen,
sondern weil Gott es will. (455,1)

*Morgenlicht leuchtet, rein wie der Anfang.
Frühlied der Amsel, Schöpferlob klingt.
Dank für die Lieder, Dank für den Morgen,
Dank für das Wort, dem beides entspringt.*

Herr Enderes, mit Vornamen Theophil,
was übersetzt so viel heißt wie „der Got-
tesfreund“, wurde am 10. April 1927, einem
Palmsonntag, in Bretten geboren. In einem
selbst verfassten Lebenslauf schrieb er:

„Ich war das zweite Kind des Rudolf Enderes und seiner Ehefrau Martha, geborene Bauer ... Mein Vater brachte es nach seiner Teilnahme am 1. Weltkrieg zum Obersekretär in Pforzheim; meine Mutter war eine gute Hausfrau und besorgte Mutter, die ihre insgesamt sieben Kinder gut für ihr Leben vorbereitete.“

In Pforzheim ist er aufgewachsen und zur Schule gegangen. In der Stadtkirche wurde er, mitten im Krieg, 1941 konfirmiert. Ihm wurde der Konfirmandenspruch mit auf den Weg gegeben aus dem Johannevangelium, Kap 15, Vers 5:

„Christus spricht: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“

An Jesus Christus sollen wir uns im Leben hängen, ihm folgen. (391,1)

*„Jesu geh voran, auf der Lebensbahn!
Und wir wollen nicht verweilen,
dir getreulich nachzueilen,
führ uns an der Hand,
bis ins Vaterland.“*

Die Oberrealschule in Pforzheim hatte er noch nicht beendet, da wurde er als Flakhelfer, später als Grenadier im Krieg eingesetzt. Viele Menschen hatten in dieser schrecklichen Zeit wohl nur einen Gedanken: (430,1.2)

*„Gib Frieden, Herr, gib Frieden,
die Welt nimmt schlimmen Lauf.
Recht wird durch Macht entschieden,
wer lügt, liegt oben auf.
Das Unrecht geht im Schwange,
wer stark ist, der gewinnt.
Wir rufen: Herr, wie lange?
Hilf uns, die friedlos sind.“*

*Gib Frieden, Herr, wir bitten!
Die Erde wartet sehr.
Es wird so viel gelitten,
die Furcht wächst mehr und mehr.
Die Horizonte grollen,
der Glaube spinnt sich ein.
Hilf, wenn wir weichen wollen,
und lass uns nicht allein.“*

Theophil Enderes überlebte den Krieg. 16 seiner 61 Pforzheimer Mitkonfirmanden kamen darin um's Leben.

In seinem Lebenslauf schrieb er: „Im jugendlichen Alter durch diese Erlebnisse geprägt, entschloss ich mich, fortan zum Heil und Wohl aller Menschen echten Friedensaufgaben mit meinem Lebensberuf zu dienen. Den einzigen Frieden, der, weil außerhalb der Weltgeschichte verankert, nicht ihrem Auf und Ab unterliegt, sah ich im Leben und Werk Jesu Christi verwirklicht und für jedermann angeboten, diesen Frieden glaubend anzunehmen und im eigenen Lebensbereich zu realisieren.“

Nach dem Abitur 1947 studierte er Theologie in Heidelberg, Tübingen, Basel und dann wieder Heidelberg. Nach den Abschlußprüfungen und der Ordination 1953 wurde er Vikar in St. Georgen und zwei Jahre später in Bruchsal, im Oktober 1956 dann Pfarrer in Langensteinbach bei Karlsruhe. Kirchenchor: (361,1.2)

*„Befiehl du deine Wege und was
dein Herze kränkt,
der allertreusten Pflege, des,
der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden,
gibt Wege Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.“*

*Dem Herren mußt du trauen,
wenn dir`s soll wohl ergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen und
mit selbsteigner Pein
Lässt Gott sich gar nichts nehmen,
es muss erbeten sein.“*

Herr Enderes liebte seinen Beruf als Pfarrer. Nicht alles aber verlief geradlinig in seinem Leben. Die im Juni 1953 geschlossene Ehe mit Christa, geborene Sauerhöfer, aus der die Kinder Ulrich, Eva, Hans-Georg und Bernhard hervorgingen, zerbrach und wurde 1966 geschieden. In den 70er Jahren starb sein ältester Sohn Ulrich bei einem Unfall.

Herr Enderes war inzwischen (1962) in die neu gegründete Thomasgemeinde nach Rastatt berufen worden. Seit 1966 war er als hauptamtlicher Religionslehrer am Tulla-Gymnasium in Mannheim tätig. Nicht immer können Lieder ausdrücken, was in unserem Innern vorgeht. Vor allem nicht in solchen Krisenzeiten. Jeder aus einer Familie erlebt und erleidet solche Zeiten anderes, verarbeitet sie anders.

Sein Halt war der Glaube. (380,1.7)
*„Ja, ich will euch tragen bis zum Alter hin.
Und ihr sollt einst sagen,
dass ich gnädig bin.*

*Lasst nun euer Fragen, Hilfe ist genug.
Ja, ich will euch tragen, wie ich immer trug.“*

Herr Enderes hat familiär noch einmal einen Neuanfang gewagt. 1968 heiratete

er Helga Kraft, eine Lehrerin, gebürtig aus Kuppenheim. 1974 zogen sie ins eigene Haus nach Meckesheim, Herr Enderes wurde an die Handelsschule in Heidelberg versetzt. Im selben Jahr kam ihr Sohn Thomas auf die Welt.

In seiner Mannheimer Zeit und darüber hinaus pflegte er auch sehr sein neben der Musik zweites großes Hobby, den Schwimmsport. Er trainierte regelmäßig, bestritt Wettkämpfe in und mit der Seniorenmannschaft des Vereins und wurde einmal sogar mit der Staffel Deutscher Meister.

Mit dem Umzug nach Meckesheim, während er in Heidelberg als Lehrer arbeitete, hatte die Familie einen neuen, jetzt beständigen Ort gefunden. Herr Enderes brachte sich sehr im Bezirk und in der Gemeinde ein. Im Bezirk hielt er 15 Jahre lang viele Gottesdienste und war auch bereit, kurzfristig einzuspringen. In der Gemeinde hat er von Pfarrer Lauer den Bibel- und Gesprächskreis übernommen und 25 Jahre lang geleitet. Im Familienkreis war er zeitweise aktiv und hat 15 Jahre (1989-2005) den Kirchenchor mit seiner Stimme unterstützt, worüber dieser sich sehr gefreut hat. Im Hauskreis fand er gute Freunde.

Meine Frau und ich haben ihn nicht mehr in seiner aktiven und gesunden Lebenszeit, sondern erst in den vergangenen beiden Jahren kennengelernt. Ich weiß noch, wie wir hier einzogen, und er mir als einer der ersten Gemeindeglieder an der Pfarrhaustür begegnete und erzählte, dass er jeden Tag nach Sinsheim schwimmen ging. In all den weiteren Begegnungen und Gesprächen habe ich nie ein Wort

der Klage gehört, sondern immer einen frohen, dankbaren und ausgesprochen freundlichen Menschen erlebt.

Sie, Frau Enderes, erzählten, wie er sogar in den letzten sehr schweren Wochen, in denen er sichtbar und spürbar schwächer und schwächer wurde, nie geklagt hat und immer noch danken konnte.

Wir können froh sein, dass er nicht noch länger hat leiden müssen.

Er durfte in Frieden sterben.

482,5.6 (Der Mond ist aufgegangen)

*„Gott, lass dein Heil uns schauen,
auf nichts Vergänglichs trauen,
nicht Eitelkeit uns freun;
lass uns einfältig werden und
vor dir hier auf Erden,
wie Kinder fromm und fröhlich sein.*

*Wollst endlich sonder (=ohne) Grämen,
aus dieser Welt uns nehmen,
durch einen sanften Tod;
und wenn du uns genommen,
lass uns in Himmel kommen,
du unser Herr und unser Gott.“*

„Christus spricht: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“

Dieser Konfirmandenspruch ist, so finde ich, eine Herausforderung. Ein wunderschönes Bild für diese so ganz enge, innige Verbindung zwischen Jesus und uns. Auf der anderen Seite denke ich: Ist es denn wirklich so?

Wir bitten Christus um diese enge Verbindung zueinander. Wir vertrauen ihr. Und

doch bleiben wir Menschen, mit all unserer Begrenztheit und Schuldhaftigkeit. Menschen, die im Alltag sehr menschlich leben und denken und Entscheidungen fällen. Für das eine nehmen wir uns Zeit, anderes lassen wir. Einem Menschen können wir helfen, einen anderen weisen wir ab.

Es gehört für mich zu den großen Wundern des Heiligen Geistes, dass Gott manchmal unsere Worte oder unsere Gedanken gebraucht, um in anderen Glauben und Hoffnung zu wecken.

Wenn Jesus die Verbindung zwischen uns und ihm mit einem Weinstock und seinen Reben vergleicht, dann kann ich nur staunen über diese große Verheißung.

Wir als Glaubende erhalten unsere Lebenskraft aus Christus heraus. ER gibt uns Halt und Leben. Wo wir dieses Leben, diese Liebe nicht für uns behalten, sondern weitergeben, da wächst neues Leben, neue Hoffnung.

Und doch sollten wir uns nicht täuschen: Wir Reben haben ein sehr eigensinniges Eigenleben. Manchmal können wir auch einfach nur froh sein, wenn Gottes Wort durch uns nicht zu sehr verfälscht wird oder Schaden nimmt.

Dankbar sind wir und froh für alles, was gelingt und für die Zeiten, in denen wir innerlich Frieden finden. Um Vergebung bitten wir Gott für all die Irrungen und Wirrungen, die unser Leben auch prägen. Am Ende dann lasst uns unser Leben in Gottes Hände legen. Er schenke uns Frieden, jetzt und hier und in Ewigkeit.

Amen.

(455,2.3)

*„Sanft fallen Tropfen, sonnendurchleuchtet.
So lag auf erstem Gras erster Tau.
Dank für die Spuren Gottes im Garten,
grünende Frische, vollkommnes Blau.*

*Mein ist die Sonne, mein ist der Morgen,
Glanz der zu mir aus Eden aufbricht!
Dank überschwänglich,
Dank Gott am Morgen!
Wiedererschaffen grüßt uns sein Licht.“*

■ *Ulrich Weindel, Weisenbach*

Hybris

Immer wenn Gott
ein neues Wunder freigibt,
sei es Naturgesetz oder Kunstwerk,
Krankenheilung oder Rettung aus höchster Not,

glaubt der Wissenschaftler:
er habe das Chaos geordnet,

glaubt der Künstler:
er habe dich Welt schöner gemacht,

glaubt der Arzt:
seine Klugheit führte zum Erfolg,

glaubt der Mensch:
seiner Kraft sei es zu verdanken.

Gott lächelt und schweigt
und geht zur Tagesordnung über.

Rupert Schützbach in:
Detlev Block, Mach täglich einen neuen Anfang.
Viermal sieben Lebensthemen,
Verlag Rauhes Haus1979, (4.Woche Samstag)

Schriftleitung: Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath

Dr. Jochen Kunath, Markgrafenstr. 18 b, 79115 Freiburg. Tel.: 07 61/4 59 69-0, Fax: 07 61/4 59 69-69
Andrea Knauber, Im Brüchle 11, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 57/90 30 70, Fax: 0 72 57/92 43 30

Textbeiträge senden Sie bitte an: schriftleitung@pfarrverein-baden.de

Herausgeber: Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Vorsitzender: Pfarrer Matthias Schärr;
Geschäftsstelle: Postfach 2226, 76010 Karlsruhe, Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36
Sitz: Reinhold-Frank-Straße 35, 76133 Karlsruhe, www.pfarrverein-baden.de, E-Mail: info@pfarrverein-baden.de

Grafik und Versand: Perfect Page, Kaiserstraße 88, 76133 Karlsruhe

Gestaltung: Christine Kozsir, Perfect Page; Titelbild: OpenStreetMap contributors; valdis torms, fotolia.de;
Composing: C. Kozsir; Titelzitat: Georg Friedrich Pfäfflin, Ernst Lange. Ein ökumenischer Visionär, in: „Anstöße“,
Zeitschrift der Offenen Kirche, Evangelische Vereinigung in Württemberg, Nr. 1/2008

Auflage: 2 110 auf chlorfreiem Papier

Herstellung: Druckerei Woge, Ettlinger Straße 30, 76307 Karlsbad-Langensteinbach
